

Schriftleitung:
Rathausgasse Nr. 5.
Telephon Nr. 21, Interurban.

Sprechstunde: Täglich (mit
Ausnahme der Sonn- u. Feiertage
von 11-12 Uhr vorm.)
Schriften werden nicht
zurückgegeben, namenlose Ein-
sendungen nicht berücksichtigt.

Ankündigungen
nimmt die Verwaltung gegen
Berechnung der billigen fest-
gestellten Gebühren entgegen.
Bei Wiederholungen Preis-
nachlass.

Die „Deutsche Wacht“ erscheint
jeden Mittwoch und Samstag
abends.

Postparaffin-Konto 26.000.

Deutsche Wacht

Verwaltung:
Rathausgasse Nr. 5
Telephon Nr. 21, Interurban.

Bezugsbedingungen
Durch die Post bezogen:
Vierteljährig . . . K 3.20
Halbjährig . . . K 6.40
Jahres . . . K 12.80
Für 6 IIII mit Zustellung
ins Haus:
Monatlich . . . K 1.10
Vierteljährig . . . K 3.-
Halbjährig . . . K 6.-
Jahres . . . K 12.-
Fürs Ausland erhöhen sich die
Bezugsgebühren um die höchsten
Versendungs-Gebühren.
Eingelieferte Abonnements
gelten bis zur Abbestellung

Nr. 5

Gilli, Samstag den 16. Jänner 1915.

40. Jahrgang.

Die Sendung des deutschen Volkes und der Krieg.

In den letzten vierzehn Tagen begegnete man in der ausländischen Presse allerlei Friedensgerüchten. Man wußte auch zu erzählen, daß Graf Witte nach Rom gereist sei, um dort mit dem ehemaligen französischen Präsidenten Loubet zusammenzutreffen und auch mit dem italienischen Ministerpräsidenten sich über die Möglichkeit einer Friedensvermittlung zu besprechen. Nachfragen in Rom haben ergeben, daß dort von alledem nichts bekannt sei. Offenbar handelt es sich bei diesen Meldungen lediglich um den Ausfluß von Stimmungen, von denen sich nicht einmal feststellen läßt, wo sie auftreten. Am ehesten konnte man auf gewisse Kreise in Frankreich und Rußland raten, die dem Kriege von Anbeginn nicht sympathisch gegenüberstanden und nun mit seinen zunehmenden Lasten sich stärker zur Geltung zu bringen hoffen. Praktische Bedeutung kommt ihnen indessen nicht zu, da der Krieg noch nicht bis zu jenem Punkte gediehen ist, wo das Friedensbedürfnis, beziehungsweise eine Friedensvermittlung wirksam eingreifen könnte.

Das militärpolitische Ziel der verbündeten Kaiserreiche ist noch nicht erreicht, weder im Osten noch im Westen, und darum könnte ein Friedensschluß im gegenwärtigen Augenblicke nicht einen wirklichen, dauernden Frieden einleiten, sondern nur einen Waffenstillstand bedeuten. Es ist sicher, daß ein Ziel der Verbündeten die Sicherung ihrer Grenzen und ihrer Einflußgebiete ist, allein dieser Krieg ist mehr als eine nationale Auseinandersetzung, er ist mehr als ein Kampf zwischen deutschem und englischem Handel; in und mit ihm vollzieht sich vielmehr eine kulturelle Revolution von allergrößter Bedeutung für Europa und die gesamte weiße Rasse. Im Hans Sachs-Verlag (München—Leipzig) sind sieben zwei Schriften „Der entlarvte Panlawis-

mus und die große Ausöhnung zwischen Slawen und Germanen“ von Dr. Karl Nöhl und „Der Orient in Flammen“ von Dr. Freiherr v. Mackay erschienen, die, wenn auch in verschiedener Weise, der großen Kulturbedeutung des gegenwärtigen Krieges gerecht werden. — Nöhl geht davon aus, daß der Panlawismus niemals an der russischen Freiheitsbewegung teilgenommen, sondern als Machtmittel des Zarismus sie immer bekämpft habe. Das wirkliche geistige Rußland sei aber dem Zarismus feindlich und stehe dem Germanentum freundlich gegenüber, was schon die ungeheure Verbreitung deutscher Literatur in Rußland bezeuge. Im Bunde mit dem Germanentum könne das geistige Rußland all die Wunden heilen, die ihm tausendjährige Knechtschaft geschlagen haben, und es werde auch die große Folgewirkung dieses Krieges sein, daß das Nationale sich nur noch in geistiger Vertiefung werde halten können und Germanentum und Slawentum sich zu einer Kulturgemeinschaft vereinigen werde. — Das klingt stark an die Lehren des Philosophen Karl Christian Pland an, der den Krieg des Deutschtums gegen Ost und West voraussehend, diesen als die Folge der Unzulänglichkeit der nationalen Ordnung betrachtet, über die hinaus das deutsche Volk einem menschlich-universalen Ziel zustreben müsse. — Klarer, aber auch weit richtiger, hat Freiherr v. Mackay in seiner erwähnten Schrift die Frage erfaßt.

Mit tiefer, den ganzen gewaltigen Stoff durchdringenden Kenntnis, zeichnet Freiherr v. Mackay in kräftigen Zügen das Bild des gegenwärtigen Orient — und jeder, der sich mit Politik beschäftigt, sollte die Schrift lesen, um sich die Grundlage zur richtigen Beurteilung der Entwicklung der uns sonst so fern liegenden Dinge in Asien zu erwerben. Besonderen Nachdruck legt er dabei auf den Nachweis, daß England seiner Kultursendung, als Vermittler in dem großen Rassenkampfe zu wirken, nicht gerecht, sondern in seiner Eigenschaft zum Verräter an dem heiligen Gute der Herrenrechte der weißen Rasse geworden ist. Die Aufgabe, dieses Mittelraumes zu walten, hat, nach Freiherr von

Mackays Ansicht, nun das deutsche Volk zu übernehmen. Der große Krieg ist zwar ein gewaltiger Vernichter, zugleich aber auch ein Befreier und Erlöser der Menschheit. Er setzt allen Unrat politischen wie kulturellen Scheintwens hinweg und stellt das Körperliche, geistig, sittlich Tüchtige, Aristokratische, Wahrhaftige auf den Sockel weltgeschichtlicher Entscheidungen. Darin wird auch in diesem Kriege die Reinheit des Ringens des deutschen Volkes und seines Kampfes für wahrhafte Freiheit und Menschheitszukunftgröße offenbar. England hat immer nur an sich und seinen Geldbeutel gedacht, seine Kämpfe gleich Rom durch gekaufte Söldner führen lassen und den Allerweltbeglucker der Völker mit den Außerlichkeiten demokratischer Freiheitsrechte gespielt, ist aber doch immer ein Sklavenhalter geblieben, der schließlich keine Schändung der Rassenideale gescheut hat, um seinen wankenden Thron zu stützen. Das deutsche Volk, das sein Wesen mit schwerhaltender Faust schirmt, dabei aber festhält an dem Glauben, daß alles Wirken für persönliche Nützlichkeit zweckarm sei, wenn es sich nicht mit dem Wirken für die ganze Menschheit paare, bestimmt es zum Nachfolger Englands. Der Angriff von Ost und West haben das Deutsche Reich nicht nur zum geographischen, sondern auch zum politischen Mittelpunkt Europas gemacht und das Schicksal der ganzen Welt in seine Hand gegeben.

Derselbe Gedanke lehrt in einer Reihe neuer deutscher kriegspolitischer Schriften wieder, auch in der Paul Rohrbachs „Hindurch zur Weltmacht“ (Engelhorns Nachfolger, Stuttgart). In seiner Reinheit besagt er nichts anderes als: Das deutsche Volk kämpft diesen Kampf nicht nur um seinen eigenen Bestand, sondern auch um die ganze Menschheit, denn die germanisch-deutsche Kultur ist zur Weltkultur geworden, da sie von dem tiefen Glauben getragen, daß alles Wirken der Allgemeinheit gelte, auch die nichtdeutschen Elemente zu höherer Kultur emporzuführen imstande sei. Das deutsche Volk verteidige, als der Kulturträger der Menschheit, in seiner Freiheit auch deren Freiheit. Das deutsche Germanentum werde, indem es diese Sen-

(Nachdruck verboten.)

„Teufelsmädel“.

Von S. Palm.

„Donnerwetter, ist das ein Mädel!“ hatte der Herr Oberförster Waltow gesagt, oder vielmehr in seinen großen grauen Vollbart gefurrt, als er Werthe Willens, seine junge Herrin, zum erstenmale gesehen.

Hoch und schlank, rotwangig, helläugig, schwarz von Haar, energisch und doch grazios in jeder ihrer raschen Bewegungen, war sie ihm mit freimütiger Herzlichkeit entgegengekommen.

„Ich denke, wir werden uns gut vertragen, Herr Oberförster. Sie kennen mich zwar nur vom Hörensagen. Die Nichte ihres bisherigen Gutsherrn war in Ihrer Vorstellung sicher immer nur das Pensionärschänken. Sagen Sie nichts, das ist ja ganz natürlich. Wir höheren Töchter müssen Ihnen, dem freien Naturmenschen, ganz selbstverständlich als überflüssige, gedrillt-verschrobene Wesen erscheinen. Manche sind es wohl auch. Lernen Sie mich erst kennen und sie werden sehen, daß man mir ein gut Teil Urwüchsigkeit nicht hat übertünchen können. Ich liebe wie Sie die Natur; ich freue mich, Herrin dieses schönen Stückes Gotteserde zu sein und ich werde mich sehr oft an Ihre Fersen heften, wenns zur Wildfütterung geht. Nolens volens werden Sie mich Frauenzimmerchen schon mitschleppen müssen, bis ich Bescheid weiß, wie weit mein Grund und Boden geht. Dann werde ich schon meiner Wege

gehen, verlassen Sie sich darauf, ich bin kein Hase!“

Nein, wahrlich, Furcht traute der wohl keiner zu. Ein Teufelsmädel mit seinen 23 Jahren. — Und dem alten Rauhbein hatte bei diesen Orientierungsgängen, wie das gnädige Fräulein es nannte, das Herz im Leibe gelacht. Nicht nur klug reden konnte Fräulein Werthe — sie verstand es auch, zu schweigen, still zu genießen und den Zauber eines Abenddämmern nicht durch leeres Geplapper zu stören, wie er es wohl leise befürchtete. Nichts entging ihren klugen, scharfen Augen. Bald kannte sie jeden Waldhüter beim Namen. Alle grüßten sie mit Respekt. Sie hatte eine Art, sich durchzusetzen. Die Mägde fürchteten ihr strenges Regiment und ihre Genauigkeit, die dabei nie in Geiz ausartete; der Aermste im Dorfe wußte ein Lied davon.

Und was waren das für wundervoll gemüthliche Abende im Schloß. Der alte Herr Onkel hätte seiner Oberförster auch gern zu einer Partie Whist geladen, aber die Sicht hatte den gnädigen Herrn böß zugefetzt und ihm oft die Laune verdorben. Fräulein Werthe hatte pietätvoll an des Onkels Gewohnheit festgehalten. Auch bei ihr fanden sich zweimal in der Woche der Herr Pfarrer, der Kantor, der Oberförster und der Gutsverwalter ein. Aber da wurde nicht nur tarockt; es gab gute Musik und hin und wieder ein gemüthliches Plauderstündchen; denn Fräulein Werthe hat ein gut Stück Welt gesehen. Und sie hatte ein gutes Gedächtnis, vor allem für komische Erlebnisse. Das alte Fräulein Drews, die Gesellschafterin, wiegte zwar zuweilen bedenklich den Kopf, wenn Fräulein Wer-

the ihres Erachtens gar zu burschlos mit ihren Untergebenen verkehrte. Das störte aber niemand und es war eitel Zufriedenheit in dem kleinen Kreis. Da mußte der Ruckel diesen Racker, den Fritz dahersühren. Fritz war des Oberförsters Einziger. Der Junge war sein Stolz. Er war der längst verstorbenen Mutter Ebenbild, hatte deren Frohsinn und hübsche Züge geerbt. Leider aber vom Vater gar nichts. Schon sein Beruf mißfiel dem Alten gründlich.

Statt in die Fußstapfen des Alten zu treten, war er ein Künstler, ein Farbenkleckser geworden. „Pfiu Deibel!“ pflegte der Oberförster zu schimpfen, „statt sich ehrlich an der herrlichen Natur zu freuen, so wie sie der liebe Herrgott einmal geschaffen hat, pinselt der Junge die unmöglichsten „Waldstimmungen“ mit schamlos nackten Weibern und greulichen Waldmenschen, die noch kein ehrlicher Christenmensch zu Gesicht bekommen, auf die schöne Leinwand, aus der man lieber Hemden machen sollte.“

Zu des Alten Verwunderung hatte sich der Teufelsjunge mit der Pinselerei schon einen recht guten Namen gemacht. „Die Stadtleut“ sind schon so verrückt und hängen sich so was an die Wand, statt in Wald und Flur umherzuströmen. Freilich, sie kennen's nicht besser. Aber, daß sie für so'n Zeug auch noch sündhaft viel Geld zahlen, das ist doch närrisch!“ So der Alte im Disput mit Pfarrer und Kantor, die ihn zuweilen eines Besseren belehren wollten. Dabei war die junge Gutsherrin oft Zeuge gewesen und allmählich neugierig auf den Herrn „Sausewind“ geworden. Nun war er zum Weib-

bung übernommen hat, nicht in einem haltlosen Kosmopolitismus zerfließen, sondern, politisch sich auf seinen Besitz beschränkend, die europäische Menschheit und auch einen Teil des Ostens in seinen Kulturkreis ziehen.

Das sind in der Tat die Aussichten, die dieser große Krieg eröffnet, und je deutlicher diese Entwicklung sich im Verlaufe der Dinge ausprägen wird, desto näher wird der Augenblick des Friedens rücken. J. P.

Die italienische Sphinx.

Wir haben schon wiederholt Gelegenheit genommen, den beunruhigenden Gerüchten entgegenzutreten, die in letzter Zeit wieder bezüglich der Faltung Italiens durch unser Land flatterten. Dabei haben wir darauf verwiesen, daß zwischen dem offiziellen Italien, wie es Regierung und Dynastie darstellen, und den unverantwortlichen irredentistischen Elementen, welche besonders in Norditalien ihr wahnwitziges Kriegsgeschrei erschallen lassen, sehr zu unterscheiden sei und daß über die fernere Stellungnahme Italiens im Weltkriege Dynastie und Staatsmänner und nicht die wilde Agitation der Straße entscheiden. Näher führt diesen Gedanken der römische Korrespondent des Salzburger Volksblattes aus, der in einem Stimmungsbericht aus Rom schreibt:

„Nationalisten, Reformsozialisten, Radikale, Republikaner und die Parteigänger des blutrünstigen Mussolini schreien es in allen Tonarten, drucken es in Riesenbuchstaben, daß Italiens Teilnahme am Kriege unerlässlich sei. Es wäre müßig, zu sagen, gegen wen. So verschiedenartig die Ansichten der einzelnen sein möchten, im Kampfruf bleiben sie sich gleich. Abseits, vielleicht allzu abseits von der Heerstraße, stehen die Freunde des Dreibundes, Leute, die Gelegenheit gehabt haben, den Norden zu bereisen und deutsche Kultur kennen zu lernen; und die etwas wissen von dem reichlichen Segen, der ob des Bündnisses auf Italien herniedergeträufelt ist, und die den tausend Fäden, die zwischen Süd und Nord in Jahrhunderten gesponnen worden sind, nachschürfen. Warnend erheben sie die Stimme, lauter aber erschallt die ihrer Gegner. Und doch: wenn man herumfragt im weiten Lande, muß sich einem die Ueberzeugung aufdrängen, daß die Mehrzahl, die große Mehrzahl Vor- und Nachteil dieser oder jener Haltung, die nach der Aufgabe der Neutralität eingenommen werden könnte, ganz richtig beurteilt. Die Straße aber gehört nicht ihnen. Man sieht mit Befriedigung, daß die Leser der deutschfreundlichen Blätter immer zahlreicher werden, daß sich die Gutenkenden immer fester zusammenschließen, ihre Anstrengungen von Woche zu Woche größer werden; und doch kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, als ob all die Liebesmüh vergeblich sein könnte.

nachtsfest gekommen, groß, schlank, mit tiefen braunen Augen, die das Siegen zu kennen schienen.

Natürlich hatte er dem gnädigen Fräulein seine Aufwartung gemacht. Sein Vater hätte ihn dazu nicht erst „mitzuschleppen“ brauchen. Seine Neugier war ohnehin schon geweckt worden. Auge im Auge standen sich die Jungen gegenüber, prüfend, sich messend. „Einfach frech!“ fand der Herr Oberförster dieses Anstarren, natürlich von seiten seines Sprößlings. Aber Fräulein Werthe erschien weder eingeschüchtert, noch erzürnt. Bald plauderten die beiden, als seien sie schon jahrelang bekannt, von der Stadt, vom Theater, von der Kunst. Der Alte kam sich ganz überflüssig dabei vor. Und dann lud das gnädige Fräulein den Frechdachs weiß Gott zum heiligen Abend ein und der Junge nahm mit einer Miene an, als sei die Einladung das Selbstverständliche von der Welt. Ueberhaupt eine Sicherheit hatte der Fritz! „Ein unverschämter Schlingel!“ konstatierte sein Vater, halb ergrimmt, halb voll Stolz. Weihnachten und Neujahr vergingen. Fritz und die junge Gutsherrin ritten zusammen, rodelten und musizierten miteinander. Der Junge schien nicht ans Weggehen zu denken; obwohl er sich durchaus einen Weihnachtsurlaub hatte gönnen wollen. Als ihm der Herr Oberförster leise auf den Zahn fühlte, erhielt er die seelenruhig abgegebene Erklärung: der Aufenthalt in dieser köstlichen reinen Winterluft und das Zusammensein mit Fräulein Werthe sei für ihn, den Künstler, die beste Nervenaustrübung. Dem Alten verschlug's fast die Rede, am Ende aber polterte er doch los; was er, Herr Hallodri, sich

Und doch ist nichts geschehen, was unsere Beunruhigung rechtfertigen könnte. Die italienische Staatsleitung hat ihre Nichtteilnahme am Kriege ausgesprochen und bisher auch nicht das Geringste verlauten lassen, was einer Hinneigung zu einem der kriegsführenden Teile ähnlich sähe. Und doch bewaffnet sich Italien bis an die Zähne, um auf alle Möglichkeiten gefaßt zu sein; wer aber vermag uns zu sagen, daß es bei dieser Neutralität in Ungerader Wehr bleiben werde? Man kann sich die Füße wund laufen und die Kehle heiser fragen, man kommt dem undurchdringlichen Rätsel nicht auf den Grund. Man sieht, wie die militärischen Kräfte wachsen, wie sich die durch den lybischen Krieg erschöpften Arsenale füllen, sich die Lücken im Mannschaftsstande schließen. Will aber die Regierung, will der König den Krieg? Den Krieg gegen wen? Gewiß, wir können Italien aus seiner Bereitschaft keinen Vorwurf machen; es hat nichts getan, was auf einen Trennbruch schließen ließe. Was uns aber mit leisem Kummer erfüllt, ist die Volksstimmung, die man groß hat werden lassen, und der Herr zu werden, übermenschliche Kräfte vonnöten wären. Freilich verbirgt sich hinter der militärischen Bereitschaft eine emsige diplomatische Arbeit, deren Maschen wir nicht kennen, nicht kennen können. Besten Falles läßt sich aus verschiedenen Voraussetzungen eine Reihe von Schlüssen ziehen; doch, wer bürgt uns dafür, daß diese im nächsten Augenblicke nicht wieder umgeworfen werden?

Wir brauchen nicht erst Italien zu sagen, wo sein Interessengebiet zu suchen ist: nicht in der Adria, sondern draußen im Mittelmeer; und daß ihm dort Deutschland und Oesterreich nichts in den Weg legen, weiß es selbst. Die öffentliche Meinung aber ist besangen. Die macht die hohe Politik mit dem Gefühl und jagt alten Wahngelübden nach. So konnte es kommen, daß die ewige Kaperung italienischer Handelschiffe durch die Franzosen und Engländer, ja selbst die scharfen Kanonenschüsse vor Malta eindrucklos geblieben sind, während die paar adriatischen Minen die Volksleidenschaft erregten. So ist es möglich geworden, daß die Besitzergreifung von Aegypten und die Absperrung des Suezkanales durch England gleichgültig hingenommen wurden, während man voll Argwohn dem Anmarsche der Türken auf den Kanal, der die unmittelbare Verkehrsader zwischen Italien und seinen beiden nordostafrikanischen Kolonien bildet, entgegensteht. So ist es zu erklären, daß jeder für sein Vaterland gefallene italienische Oesterreicher bedauert wird, während den in Frankreich gefallenen Garibaldinern die höchsten Ehren erwiesen werden.

Die Stimmung im Lande aber ändert sich mit dem Wetterstande auf den fernen Schlachtfeldern. Meldet das Barometer einen Sieg der Deutschen und Oesterreicher, so könnte die Stimmung kaum dreibundsfreundlicher sein. Das wissen die vom Dreiverbände sehr gut; deshalb überschweben sie gerade Italien so häufig mit Tatarennachrichten, die freilich kurze Beine haben. Gelingt es den deutschen

denn dabei denke, so despektierlich von der Herrschaft zu reden. Fräulein Werthe sei das gnädigste Fräulein und er, der Vater, bei ihr in Amt und Brot; er verbete sich den unehrerbietigen Ton. Der Herr Filius möge sich gefälligst seine Leute ansehen und Unterschied machen zwischen leichtfertigen Weibern und . . .

Aber da war ihm der Fritz lachend in die Parade gefahren. Sein lieber Alter solle sich nur nicht aufregen. So klug sei der Filius auch. Schließlich und endlich brauche einem aber doch auch Eine, die man ernstlich verehere, nicht gerade langweilig zu sein.

Ernstlich verehere?! Der Herr Oberförster horchte auf. War sein Junge toll? Der dachte doch nicht etwa . . . ihm wurde himmelangst, himmelangst wegen der Blamage, die der Fritz sich natürlich davonholen würde, himmelangst um seine schöne Stellung. Vielleicht wegen des tiefen Schlingels, der sicher an Größenwahn litt, den geliebten Wald aufgeben müssen!!? Da sollte doch . . . Leider war der Gegenstand seines Zornes auf und davon gegangen, nein gesprungen, trillernd, mit einem Uebermut in den Augen . . . der Bengel war im Stande . . . Ambros Waltow brach der Angstschweiß aus.

Na, so viel an ihm lag, wollte er ehrlich alles tun, das Schlimmste zu verhüten. Lieber sprach er mit dem gnädigen Fräulein selbst ein grades Wort. Freilich, leicht war das nicht. Und er wohl gerade kein Diplomat in solchen Dingen. Ob er sich einmal hinter den Herrn Pfarrer steckte? Schweren Herzens trat er seinem allmorgendlichen Gang an.

und österreichischen Heerführern, in den nächsten paar Wochen einen entscheidenden Schlag zu machen, so würde der italienischen Regierung, so sie den ersten Willen hat, das alte Bündnis weiterhin zu Recht bestehen zu lassen, die Arbeit bedeutend erleichtert. Denn trotz mannigfacher Vorurteile ist das italienische Volk schlau genug, auf der Seite des Stärkeren zu stehen.“

Der Weltkrieg.

Gegen Frankreich

scheinen sich günstige Aenderungen vorzubereiten. Die Offensive der Verbündeten ist wirkungslos zerfetzt und der deutsche Ansturm droht die französische Linie an mehr als einem Punkte zu durchbrechen. So wird gemeldet:

Großes Hauptquartier, 13. Jänner: In der Gegend von Neuport fand ein heftiger Artilleriekampf statt, der die Räumung der feindlichen Schützengräben bei Palingeburg (Vorort von Neuport) zur Folge hatte. Die feindlichen Angriffe am Kanal von La Bassée sind endgiltig abgewiesen. Französische Angriffe auf La Boisselle und die Höhe von Nouvron wurden zurückgeschlagen. Den gestrigen erfolglosen französischen Angriffen auf die Höhen bei Cyrou folgte ein deutscher Gegenangriff, der mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen und einer Säuberung der Höhen nordöstlich Cuffies und nördlich Crouy endigte. Unsere Märker setzten sich in den Besitz von zwei französischen Stellungen, machten 1700 Gefangene und eroberten vier Geschütze sowie mehrere Maschinengewehre. Französischer Sappeurangriff in der Gegend südlich St. Mihiel ist erfolgreich abgewiesen. Unsere Truppen setzten sich in Besitz der Höhen nördlich und nordöstlich Nomeny. In den Vogesen ist die Lage unverändert.

Noch erfreulicher lautet der Bericht vom 14. Jänner: Großes Hauptquartier, den 14. Jänner 1915. In den Dünen bei Neuport und südöstlich Ypern Artilleriekampf. Besonders starkes Feuer richtete der Feind auf Westende-Bad, das er bald gänzlich zerstört haben wird. Feindliche Torpedoboote verschwanden, sobald sie Feuer erhielten. In Fortsetzung des Angriffes vom 12. Jänner nordöstlich Soisson griffen unsere Truppen erneuert auf die Höhe von Vregny an und säuberten auch diese Hochfläche vom Feinde. In strömendem Regen und tiefaufgeweichtem Lehmboden wurde bis in die Dunkelheit hinein Graben auf Graben im Sturm genommen und der Feind bis an den Rand der Hochfläche zurückgetrieben. 14 französische Offiziere und 1130 Mann wurden gefangen genommen, vier Geschütze, vier Maschinengewehre und ein Scheinwerfer erobert. Eine glänzende Waffentat unserer Truppen unter den Augen ihres Allerhöchsten Kriegsherrn! Die Gesamtbeute aus den Kämpfen des 12. und 13. Jänner nordöstlich Soissons hat sich

Nichts freute ihn heute. Alles ärgerte ihn. Und dabei war so ein herrlicher Tag. Der Schnee knarrte unter seinen Tritten. Blendend schien die Sonne in die Dichtung. Nichts störte den Frieden — doch da — Menschenstimmen — i der Tausend! Die kannte er doch! Das frische Mädchenlachen kannte er zu gut und gar den Bariton, der jetzt einsetzte. Weiß Gott, da steckten die Zwei schon wieder beisammen. Dem Alten schwoll die Zornader. So schlug der Tollkopf alle väterlichen Ermahnungen in den Wind. Schließlich brachte er die Herrin noch ins Gerede der Leute. Während stampfte er durch den Schnee, die kleine Anhöhe empor.

„Holla, Achtung!“ scholl es ihm da von oben entgegen und schon fauchte es an dem Verblüfften vorbei, ein etwas, das in dem aufstrebenden Schnee nur als ein ganz dunkler, großer, lebender Knäuel erschien.

„Alle Wetter. Daß dich das Mäusle beißt.“ Dem Oberförster stand fast der Mund auf vor Ueberraschung. Nein, er hatte sich wahrlich nicht getäuscht. Auf dem engen Rodelschlitten hatte sein gnädiges Fräulein gesessen und hinter ihr ganz respektlos, die Arme um ihre Taille geschlungen, der Spighub, der Fritz. Hopppla, da ein Krach, eine Schneewolke, ein lachendes Prusten und zwei Menschenlein krabbelten da unten, sich schüttelnd, aus dem Schnee. „Ne, so was! Ne, so was!“ Waltow senior vermochte sonst nichts zu knurren. Fräulein Marthe und sein Schlingel von Sohn! Und wie sie sich jetzt lachend in die Augen sahen, sich bei den

nach genauerer Feststellung erhöht auf: 3150 Gefangene, acht schwere Geschütze, eine Revolverkanone, sechs Maschinengewehre und sonstiges Material. Nordöstlich des Lagers von Chalons griffen die Franzosen gestern vor- und nachmittags mit starken Kräften östlich Perthes an. An einigen Stellen drangen sie in unsere Gräben ein, wurden aber durch kräftige Gegenstöße hinaus- und unter schweren Verlusten in ihre Stellungen zurückgeworfen. Sie ließen 160 Gefangene in unseren Händen. In den Argonnen und Vogesen nichts von Bedeutung.

Gegen die Russen.

In unaufhaltsamem Marsche kommen die Deutschen immer näher an Warschau heran. Südöstlich Gumbinnen und östlich Löben sind russische Angriffe abgeschlagen worden, wobei mehrere hundert Gefangene gemacht wurden. In Polen westlich der Weichsel wurden unsere Angriffe fortgesetzt.

Die österreichischen Kriegsberichte lauten ebenfalls sehr erfreulich. Amtlich wird verlautbart: 13. Jänner. Die Vorstöße, die der Gegner an der unteren Nida immer wieder versucht, richten sich besonders gegen eine in unsere Widerstandslinie liegende Ortschaft. Durch heftiges Artilleriefeuer, das an der ganzen Front anhält, unterstützt, versucht feindliche Infanterie nach vorn Raum zu gewinnen, um in die Ortschaft einzudringen, was stets unter schweren Verlusten mißlingt. Vor den eigenen Stellungen in Galizien und in den Karpathen herrscht größtenteils Ruhe. Nebel und Schneetreiben begünstigen kleinere Unternehmungen unserer Truppen, die verschiedenorts zu gelungenen Ueberfällen und sonstigen Plänkelleien führen. Auch auf dem südlichen Kriegsschauplatz ist im allgemeinen Ruhe. Nur unbedeutende, Aufklärungszwecken dienende Grenzkontres.

Am 14. d. wurde amtlich verlautbart: In Westgalizien und in Russisch-Polen ist der gestrige Tag im allgemeinen ruhig verlaufen. An unserer festgefügt Front entlang der Nida scheiterten alle feindlichen Angriffe der letzten Tage. In den Ostkarpathen und in der südlichen Bukowina neuerdings unbedeutende Aufklärungsgesichte.

Unsere Flotte.

Gegenüber den in der ausländischen Presse verbreiteten Nachrichten über Verluste der österreichisch-ungarischen Flotte, Aktionen der französischen Flotte in der Aria usw. werden folgende Tatsachen vom Flottenkommando amtlich festgestellt: Seit dem 16. August, dem Untergang S. M. Schiffes Zenta hat keinen unserer Schiffe, Boote und Luftfahrzeuge, obwohl gegen sie genug Munition verschossen wurde, auch nur die geringste Beschädigung durch feindliches oder gar eigenes Geschützfeuer erlitten. Kein einziger Mann der Flotte ist auch nur verwundet worden,

Händen und unterrot im Gesicht, den Schlitten hinter sich herziehend, bergan stapften.

„Ja, ja, Vater Oberförster, das war unser erster gemeinsamer Versuch.“ Es war wirklich Fräulein Merthes frische Stimme. „Nehmen wir's als gutes Omen. Wir sind heil davon gekommen und nun, Frig, sag Du's Deinem Vater; ich glaub, er ahnt schon sein Schicksal.“

„Jawohl, Papa, es ist so: seinem Schicksal entgeht man nicht. Du wirst es schon vertragen müssen, Fräulein Merthes Schwiegervater zu werden.“

Er schlug den Kecken nicht der alte Waldbriefe dort? Kam kein Lawinchen, ihm den losen Mund zu stopfen? Nichts von dem alten geschah. Dafür nahte sich schelmisch Fräulein Merthe.

„Nun, wie ist's? Ich glaube, er will mich nicht einmal zur Schwiegertochter, der böse, alte Brummbär.“

Da kam Leben in den knorrigen Alten.

„Ja, ist's denn möglich? Sie wollten im Ernst den Tunichtgut da — heiraten?“

„Erlaube, Papa!“

„Erlaube, Papa!“ echote Merthe. Tunichtgut? Daß man so mißachtend von meinem Zukünftigen redet, das kann ich nicht so ungestraft hingehen lassen, nicht als Gutsherrin, Herr Oberförster, und nicht als glückliche Braut —“ und ehe Ambros Baltow wußte, wie ihm geschah, fühlte er sich beim Schopf gepackt und zwei frische Mädchenlippen auf seinem Mund.

„Teufelsmädel!“ brummte er schmunzelnd; aber in seinen Augen schimmerte es feucht. Ja, wenn das seine Alte hätte erleben können . . .!

während von der französischen Flotte das Unterseeboot „Curie“ vernichtet wurde und ein Schlachtschiff des Typs „Courbet“ von zwei Torpedogeschossen zum mindesten schwer beschädigt wurde. Seit dem 3. November ist außer dem Unterseeboot kein einziges feindliches Schiff an unserer Küste auch nur gesehen worden.

Der Krieg der Türkei.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: Unsere von persischen Stämmen unterstützten Truppen rücken unausgesetzt in Aserbeidschan vor, um das von den Russen unterjochte Land zu befreien. Sie errangen dort einen neuen und großen Erfolg, indem sie Täbris und Salmas, die zwei letzten russischen Stützpunkte in dieser Gegend, besetzten. Die Russen, welche die Absicht hatten, sich hartnäckig zu verteidigen, ließen die beiden Städte im Stiche und zogen sich in Unordnung zurück.

Eine Anzahl Mehjaristen, die einen Teil der englischen Besatzungstruppen in Aegypten bilden, hat sich unseren Vorhuten ergeben.

England anerkennt die Vorherrschaft Rußlands über die Dardanellen.

Die französischen Blätter veröffentlichen an auffallender Stelle die sensationelle Meldung, daß England seinen in der Dardanellenstraße bisher vertretenen Standpunkt aufgegeben habe. Es wurde von England noch in den letzten Tagen betont, daß die Dardanellenfrage die englischen Lebensinteressen im Mittelmeer berühre und berufen sich die Engländer auf die historischen Kämpfe, die England um die Dardanellen auszukämpfen hatte. Die englische Diplomatie betonte wiederholt, daß England niemals einwilligen könne, daß Rußland die unbedingte Vorherrschaft über die Dardanellen habe. Dieser Tage erschien der russische Botschafter in London bei Sir Grey und übergab ihm ein Memorandum, in welchem Rußland mit Rücksicht auf die großen Opfer des Krieges bitte, daß England unter gewissen Kautellen die eventuelle Vorherrschaft Rußlands über die Dardanellen anerkennen möge. Sir Grey gab die Erklärung ab, daß England unter gewissen Umständen das Vorrecht Rußlands über die Dardanellen anerkenne. Diese Nachricht hat in Rom große Aufregung hervorgerufen.

Die Japaner.

Unter den französischen Politikern ist Clemenceau der, der am lautesten sich als der Anwalt reinster Menschlichkeit gebärdet. Umso bezeichnender für die Gedankenwelt der politisch regierenden Kreise in Frankreich ist es, daß gerade Clemenceau immer dringender die Heranziehung japanischer Truppen auf die europäischen Kriegsschauplätze fordert. Außerst wichtig ist dabei, daß Clemenceau neuerdings diesen Wunsch äußert, nachdem Japan keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß es nur gegen Abtretung französischen Gebietes sich bereit finden lassen würde, Truppen nach Europa zu schicken. Clemenceau will also die Gelben selbst um den Preis der völligen Vernichtung der Stellung Frankreichs in Asien nach Europa ziehen. Und dabei nimmt Clemenceau immer noch für Frankreich den Ruhm einer an der Spitze der europäischen Kultur marschierenden Nation in Anspruch. Im Uebrigen werden die Anschauungen Clemenceaus den Lauf der Dinge nicht beeinflussen. Japan befolgt auch gegenüber seinen Verbündeten eine reine Nützlichkeitspolitik und selbst wenn die gegenwärtige japanische Regierung weitergehende Verpflichtungen eingegangen sein sollte, wird die japanische Öffentlichkeit schon dafür sorgen, daß diese nur dann eingehalten werden, wenn es den japanischen Interessen entspricht. Aus diesem Grunde läßt sich auch heute die Frage, ob japanische Truppen auf den europäischen Kriegsschauplätzen erscheinen werden, noch nicht mit voller Bestimmtheit beantworten. Japan fühlt sich im Weltkrieg als der sich freuende Dritte. Es hat ohneweiters seine Pflichten gegenüber seinen Verbündeten erfüllt, solange es Vorteil dabei hatte, das heißt ihm dabei Tsingtau, das Schantunggebiet und die deutschen Besitzungen in der Südsee in den Schoß fielen, und es wird zweifellos nicht zögern, auch England in Indien zu unterstützen, falls die aufständische Bewegung dort Fortschritte machen sollte, denn die Gewinnung militärischer und politischer Stützpunkte in Indien gehört seit Jahrzehnten zu den Lieblingsideen Japans. Was aber könnte es durch eine Beteiligung an den Kämpfen in Europa gewinnen? An sich gar nichts, denn seine Lebensphäre ist der Stille Ozean, über den es sich die Herrschaft trotz der Vereinigten Staaten dank der Dummheit Englands und Frankreichs und der Furcht der Vereinigten Staaten vor England sichern

will. Ein Gewinn für Japan könnte sich aus einer Beteiligung an den europäischen Kämpfen nur dann ergeben, wenn ihm von Frankreich dessen hinterindischen Besitzungen abgetreten würden, von wo es aus dann seinen Angriff auf Holländisch-Indien, die Philippinen und Australien einleiten könnte. Möglich, daß Frankreich und England sich auch zu keiner solchen demütigen Kapitulation vor Japan verstehen, allein auch damit wäre die Sache noch nicht entschieden, solange Japan nicht auch Chinas vollständig sicher ist. Die letzten Ereignisse in China, Verlängerung der Präsidentschaft Juanschiklais auf Lebenszeit mit dem Rechte der Wahl seines Nachfolgers bedeuten zweifellos eine Festigung der inneren Verhältnisse Chinas und damit auch eine Erhöhung seiner Machtstellung nach Außen. Würde nun China einer so weit ausgreifenden Erweiterungspolitik Japans tatenlos zusehen? Krum, wobei allerdings auch die Möglichkeit einer chinesisch-japanischen Verständigung nicht ganz ausgeschlossen ist. — Immerhin steht man, daß eine Beteiligung Japans an den Kämpfen in Europa mit vielen Wenn und Aber verknüpft ist. — Was bedeutet aber die Hilfe Japans für Rußland, Frankreich und England, wenn Japan nicht auf den europäischen Kriegsschauplätzen erscheint? Der bisherige Verlauf des Krieges hat es gezeigt: Vorteile für Japan, die jedoch für den Verlauf und das Ergebnis des Krieges selbst von keinerlei Bedeutung sind, denn die Hilfe, die Japan seinen Verbündeten bisher gewährte, hat Deutschland und Oesterreich dort, wo die Entscheidung reift, in Europa, keinen Abbruch getan und unseren Segnern nichts genützt. — Die Vorteile des Bündnisses zwischen Japan und dem Dreiverband lagen bisher also durchaus auf der japanischen Seite und die Selbstsucht Japans wird es schon so füllen, daß es in Zukunft nicht anders sein wird.

Letzte Nachrichten.

Oesterreichischer Kriegsbericht.

Wien, 15. Jänner. Amtlich wird verlautbart: Während an der Front in Russisch-Polen nur stellenweise Geschütz- und Maschinengewehrfeuer einsetzte, war gestern am Dunajec heftiger Geschützkampf im Gange. Besonders unsere schwere Artillerie wirkte gut; sie schoß ein großes Magazin des Gegners in Brand und brachte nach einigen Schüssen eine seit mehreren Tagen gut platzierte feindliche Batterie zum Schweigen. In den Karpathen herrscht Ruhe. Zunehmender Frost beeinflusst die Gesechtstätigkeit.

Deutscher Kriegsbericht.

Berlin, 15. Jänner. Großes Hauptquartier, 15. Jänner.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Vor Westende zeigte sich gestern einige Torpedoboote und kleinere Fahrzeuge, die sich der Küste auf etwa 14 Kilometer näherten. Französische Angriffe beiderseits Notre dame de Lorette, nordwestlich Arras, von unseren Truppen abgewiesen. Ein vor acht Tagen bei Curie, nördlich Arras, dem Feinde entzifferter, von Teilen einer Kompagnie besetzter Schützengraben ging uns gestern verloren. Die Kämpfe an dieser Stelle sind heute wieder im Gange.

Nördlich und nordöstlich Soisson ist das nördliche Aisneufer von Franzosen endgiltig gesäubert worden. Die deutschen Truppen eroberten in ununterbrochenen Angriffen die Orte Cuffies, Crouy, Buch le Long, Wissy und die Gehöfte Baugrot und Berrerie. Unsere Beute aus den dreitägigen Kämpfen nördlich Soisson beläuft sich jetzt auf rund 5200 Gefangene, 14 Geschütze, sechs Maschinengewehre und mehrere Revolverkanonen. Die Franzosen erlitten schwere Verluste. 4000 bis 5000 tote Franzosen wurden auf dem Kampffelde gefunden. Der Rückzug südlich der Aisne lag unter dem Feuer unserer schweren Batterien.

Wie sehr sich die Verhältnisse gegen frühere Kriege verschoben haben, zeigt ein Vergleich der hier besprochenen Kämpfe mit den Ereignissen von 1870. Wenn auch die Bedeutung der Kämpfe nördlich Soisson mit derjenigen der Schlacht am 18. August 1870 nicht zu vergleichen ist, so entspricht doch die Breite des Kampffeldes annähernd der von Gravelotte—St. Privat. Die französischen Verluste aber vom 12. bis 14. Jänner 1815 übersteigen aller Wahrscheinlichkeit nach die der Franzosen am 18. August 1870 um ein Beträchtliches.

Feindliche Angriffe nördlich Verdun bei Consenbove scheiterten. Mehrere Vorstöße gegen unsere Stellungen bei Ailly südöstlich St. Mihiel wurden durch Gegenangriffe, nachdem sie stellenweise bis in unsere vordersten Gräben geführt hatten, unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

Im letzten Nachstoße eroberten unsere Truppen die feindlichen Stellungen, die aber nach Wiederaufbau unserer eigenen Stellung freiwillig und ohne Kampf während der Nacht wieder aufgegeben wurden. Ein unbedeutender Angriff bei Mesnil, nördlich St. Die, wurde von unseren Truppen abgewiesen. Im übrigen fanden in den Vogesen nur Artilleriekämpfe statt.

Deftlicher Kriegsschauplatz.

In Ostpreußen und im nördlichen Polen keine Veränderung. Die Angriffe in Polen westlich der Weichsel machten langsame Fortschritte. Bei Eroberung eines Stützpunktes nordöstlich Rawa blieben 500 Russen als Gefangene in unseren Händen. Drei Maschinengewehre wurden erobert. Heftige russische Gegenangriffe wurden unter schwersten Verlusten für die Russen zurückgeschlagen.

Der Krieg der Türkei.

Konstantinopel, 15. Jänner. Wie hier bekannt wird, haben die Russen bei der Räumung von Tâbris 20 persische Notable mit fortgeschleppt. Die Russen zogen sich ostwärts gegen Ardebil und die kaspische Küste zurück, da der Rückzug nach Dschulfa durch die Nordstämme bedroht wurde. Nach in Konstantinopel eingetroffenen Meldungen fanden die einziehenden türkischen Truppen in Tâbris einen begeisterten Empfang. Die Bevölkerung zog ihnen entgegen.

Ein deutscher Dampfer unter amerikanischer Flagge.

London, 15. Jänner. Daily Telegraph meldet aus Washington: Der Hapagdampfer „Dacia“ wurde an Eduard Breitung in Marquette (Michigan) verkauft und in das amerikanische Schiffsregister eingetragen. „Dacia“ befindet sich in Galveston, um eine Baumwollladung an Bord zu nehmen, und sollte Freitag abgehen, wie man glaubt, nach Bremen. — „Times“ schreiben zur Uebernahme des Dampfers „Dacia“ folgendes: Es wird offen gesagt, daß die Verbündeten die Uebertragung nicht anerkennen sollten, da sie ungesetzlich sei. Die „Dacia“ müßte, wenn sie in See ginge, durch ein britisches Kriegsschiff beschlagnahmt werden. Die Schiffsbesitzer verfolgen bereits mit Erstaunen die Charterung amerikanischer Schiffe, die Baumwolle nach Bremen bringen sollen. Während jedoch anerkannt wird, daß Gründe bestehen, diesen Handel zu erlauben, würde der Verkauf eines deutschen Dampfers an einen amerikanischen Besitzer als etwas ganz anderes, als eine viel ernstere Angelegenheit betrachtet werden.

Rücktritt des Grafen Berchtold.

Der Minister des k. u. k. Hofes und des Aeußeren, welcher den Kaiser schon vor längerer Zeit gebeten hatte, ihn in Gnaden seines Amtes zu entheben, hat diese Bitte nunmehr an höchster Stelle erneuert. Der Kaiser hat die gewichtigen persönlichen Gründe, welche den Minister des Aeußeren zu seinem Rücktritte bewogen haben, gewürdigt und seine Bitte gewährt.

Als Nachfolger des Grafen Berchtold wurde der königlich ungarische Minister am allerhöchsten Hoflager, Baron Stefan Burian, zum Minister des k. u. k. Hofes und des Aeußeren ernannt. An die Stelle Burians ist der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza getreten. Der nunmehr gegangene Minister des Aeußeren Graf Berchtold war insbesondere beim zweiten Balkankrieg der Gegenstand der schärfsten öffentlichen Kritik, vor allem damals, als er nach dem Frieden von Bukarest, der den zweiten Balkankrieg abschloß, die bekannte Erklärung abgab, daß Oesterreich-Ungarn diesen Friedensschluß nicht anerkenne, welche Erklärung damals in Rumänien sehr böses Blut machte, weil man dort darauf stolz war, daß der Friedensschluß in Bukarest erfolgte und weil man ein beabsichtigtes Einschreiten Oesterreich-Ungarns aus dieser Erklärung herauszuhören vermeinte. Durch ein Telegramm Kaiser Wilhelms an König Carol wurde diese Angelegenheit wieder bereinigt. Seit jener Zeit hörte man aber vom Grafen Berchtold nichts mehr.

Bei Zigarettenspenden für die Soldaten im Felde und unsere Verwundeten verwende man **Südmärk-Zigarettenhüllen**. Ablieferung für Cilli im Tabakladen in der Johann Gabriel Seidlgasse. Tadellose Güte, billiger Preis!

An die Bewohner Steiermarks!

Viele tausende Familienväter stehen im Felde; mancher von ihnen wird nicht mehr in die Heimat zurückkehren.

Uns, den Zuhausegebliebenen, obliegt die heilige Pflicht, für die Kinder unserer Mitbürger, die im Kampfe für die Ehre und den Bestand des Vaterlandes ihr Leben geopfert haben, zu sorgen und sie vor einem ungewissen Schicksale zu bewahren.

Viele unter uns sind gewiß gewillt und auch in der Lage, eine oder mehrere Kriegswaisen anzunehmen und dieselben an Eltern Statt unentgeltlich aufzuziehen.

An diese richten wir die herzlichste Bitte:

Gebet Eure Bereitwilligkeit zur Annahme einer oder mehrerer Kriegswaisen dem nächstgelegenen Gemeinbeamten oder der gefertigten Zentralstelle für Jugendfürsorge in Graz (Mehlsplatz Nr. 1) oder dem deutschen Kinderfürsorge- und Waisenhäuservereine in Cilli bekannt.

Unseren im Felde stehenden Brüdern würde durch diese Opferwilligkeit eine wesentliche Beruhigung über das Schicksal ihrer Kinder gewährt, unserem Vaterlande aber ein großer Dienst erwiesen werden.

Graz, im Dezember 1914.

Steierm. Zentralstelle für Jugendfürsorge:

Edmund Graf Attems

Douglas Michelberg

Landeshauptmann.

k. k. Oberlandesgerichtsrat.

Aus Stadt und Land.

Kriegsauszeichnungen. Der Kaiser hat verliehen den Orden der eisernen Krone dritter Klasse mit der Kriegsdekoration dem Oberleutnant Alfred Schmidt des 26. Landw.-Inf.-Reg. und das Militärverdienstkreuz dritter Klasse mit der Kriegsdekoration den Hauptleuten Franz Jurkovic und Gustav Oborny, den vor dem Feinde gefallenen Hauptleuten Ferdinand Greiner und Oskar Link, sowie dem Oberleutnant Johann Korbis, alle Landw.-Inf.-Reg. Nr. 26.

Tod eines Schönsteiners. Geheimer Rat FZM. v. N. Freiherr von Samonigg ist am 12. d. abends plötzlich gestorben. Freiherr von Samonigg wollte sich aus seiner Wohnung, Döbling, Hofzeile Nr. 29, mit seinem Sohne, einem Hauptmann, in das Uraniagebäude begeben, um einem Vortrage beizuwohnen. Auf der Fahrt wurde der greise General schon nahe der „Urania“ von Unwohlsein befallen und zur Zentrale der Rettungsgesellschaft gebracht, wo er in Gegenwart seiner herbeigerufenen Gattin und seines Sohnes um 10 Uhr abends verschied. Freiherr von Samonigg war am 21. Dezember 1839 zu Schönstein in Steiermark geboren und genöß als Generalinspektor des Militärbildungswesens großen Ruf.

Kriegsfürsorgetätigkeit in Rann.

Aus Rann an der Save wird uns geschrieben: Naturgemäß zogen die Wogen des Weltkrieges auch unser kleines, abgeschlossenes Städtchen in ihre Kreise, erweckten helle vaterländische Begeisterung, zeitigten aber auch das Pflichtgefühl der Zuhausegebliebenen, nach Kräften mitzuarbeiten und ein wenn auch bescheidenes Scherlein beizusteuern zu den gewaltigen Forderungen der großen Zeit. Da war es vor allem ein aus allen Bevölkerungsschichten gebildeter Ausschuß — vom Stationsvorstand Herrn Zugel in entgegenkommendster Weise unterstützt — der zu Kriegsbeginn einen wohlüberlegten Labedienst bei den durchfahrenden Militärzügen ins Leben rief; durch zahlreiche Spenden und opferwillige Tätigkeit der Frauen, Mädchen und Herren wurde gar mancher ins Feld gehende Krieger erquickt und wohl auch mancher heimgekommene Held gelabt. In der Folge betätigten sich die weiblichen Insassen eifrig in der Herstellung warmer Wollschachen, um den fern von der Heimat, um die vaterländische Scholle streitenden, liebevolle Fürsorge zu erweisen; und auch derzeit ruhen die Hände nicht müßig, vielmehr wird das Liebeswerk eifrig fortgesetzt. Die vom Bürgermeister Herrn Hans Schneiderfisch ergangene Aufforderung, sich an den Spenden für Weihnachten im Felde zu beteiligen, fand überall begeisterten Widerhall, der am schönsten im Ergebnisse der eingeleiteten Sammlung zum Ausdruck kam, welche die gewiß ansehnliche Summe von über 500 K dem sinnigen und edlen Zwecke zufließen ließ. So arbeitet Jung und Alt mit bangem, doch auch stolz geschwelltem Herzen mit an der Fürsorge um die Heimaterde und ist immer freudig bereit, die notwendigen Opfer dem Altare des Vaterlandes zu weihen. Das vom Zweigvereine Rann des „Ro-

ten Kreuzes“ unter der Leitung des Präsidenten Herrn Amtsleiters Dr. Viktor Neuwirth im großartig Attemsschen Schlosse eingerichtete Verwundetenhospital weist einen Belagraum von 30 Betten auf und ist nunmehr voll besetzt. Die vom Kriegsschauplatz zurückgekehrten Verwundeten finden hier aufopferungsvolle Behandlung durch die Herren Ärzte sowie liebevolle Wartung und Pflege durch die freiwillig diensttuenenden Damen. Hier sei besonders hervorgehoben, daß sich um die Einrichtung und Leitung des Spitals außer Herrn Amtsleiter Dr. Viktor Neuwirth Herr Gutsadministrator Dr. Karl Leuschner ganz besondere Verdienste erworben hat. Letzterer bewältigte überdies die weitere sehr schwierige Aufgabe, gegen 300 galizische Flüchtlinge in Rann und Umgebung unterzubringen und für die weitere Lebensführung derselben vorzusorgen. Wenn man bedenkt, daß gegen 100 Personen vollkommen unbemittelt und auf die staatliche Unterstützung angewiesen sind, ist es begreiflich, daß Dr. Leuschner für seine Schützlinge mehrfach die Freigebigkeit Ranns anrufen mußte, um den dringenden Bedürfnissen gerecht werden zu können. Dieselbe wird ihm stets gerne zu teil mit warmen Dank für seine emsige und aufopferungsvolle vaterländische Tätigkeit.

Spenden für das Rote Kreuz. Für den Zweigverein Cilli Stadt des Roten Kreuzes liefen nachstehende Spenden ein: Feldkurat Kobal (Einquartierungsgebühr) 16.20 K, Verband deutscher Hochschüler Cillis anstatt besonderer Todesanzeigen für die im Felde gefallenen Mitglieder Angelo v. Gofleth, Erwin Pototschnil und Josef Standegger 30 Kronen.

Für die Reservistenfamilien spendeten das zahntechnische Atelier G. G. H. 5 K, der Verband deutscher Hochschüler Cillis anstatt besonderer Todesanzeigen für die im Felde gefallenen Mitglieder Angelo v. Gofleth, Erwin Pototschnil und Josef Standegger 30 K.

Dank der Siebener für die Weihnachtsgaben. Von den Angehörigen des 7. Infanterieregiments erhielt die Stadtgemeinde Cilli nachstehendes Dankschreiben für die Weihnachtsgaben: Hochverehrte Wohlthäter! Für viele Hundert Siebener, die Ihre wirklich reizenden Liebesgaben erhalten haben, sende ich Ihnen, selbst ein Steirer, tausend warme Dankesworte aus ganzem Herzen. Ob Siebener oder Siebenundzwanziger, wir werden Euch nie schanden machen. Heil und Sieg immerdar. Fähnrich Dr. Jul. Pörtl, Inf.-Reg. 7, Reg.-Stab. — Für die an uns gesandten Weihnachtsgaben, die wir mit Freuden erhalten haben, danken wir herzlichst. Herzlichste Grüße vom Felde von der 13. und 14. Feldkompanie des Infanterieregimentes Nr. 7.

Feldpostbrief aus Frankreich. Der hiesige Gärtner Franz Dzwil, der den österreichischen Motorbatterien zugeteilt ist und derzeit am westlichen Kriegsschauplatz weilt, sendete an den Buchhändler Fritz Rasch in Cilli nachstehenden Feldpostbrief: Nun ist das alte Jahr vergangen und frischen Auges sehen wir in das neue Jahr, dem Ende des fürchterlichen Weltkrieges entgegen, in dem so viele unserer Kameraden das Leben lassen mußten und ihr Blut vergossen für Kaiser und Vaterland. Auch mir kann es passieren, daß mich der Tod ereilt, nun dann aber geschieht es für das liebe Vaterland. Nun muß ich Ihnen einiges aus dem alten Jahre erzählen. In diesem Kriege habe ich viel Lustiges mitgemacht. Vor Namur, Maubeuge und Antwerpen habe ich gut gelebt, die besten Weine Lördre und Champagner zur Genüge getrunken. Wie wir vor Namur in erste Stellung kamen, wurde uns nahegelegt, daß wir uns auszeichnen und zeigen sollen, daß wir ein ehrliches Militär seien, daß wir nichts plündern und mutwillig zerstören. Das eine wurde uns gestattet, daß wir nehmen dürfen, was zu essen und zu trinken ist. Diesen Auftrag haben wir alle befolgt. Als wir nach Maubeuge und Antwerpen kamen, fanden wir auf den Straßen Schuhe und neue Kleider, die die Belgier und Franzosen selbst ihren eigenen Bewohnern aus den Geschäften geworfen hatten. Wir rührten kein Stück an. Vor Maubeuge war ich auch einer Telephonpatrouille zugeteilt. Da mußte ich herzlich lachen. Die Deutschen haben eine ganze Reihe von länglichen Jauchensässern zwischen kleinen Gebüschen aufgestellt, so daß die feindlichen Blieder glaubten, daß sich dort deutsche, schwere Batterien befinden. Da sagte ein Deutscher: Donnerwetter, paß auf, Kamerad, in zwei Stunden kommt schon das Granatenfeuer. Es hat nicht zwei Stunden gedauert und schon war das Feuer da. Da sagten wieder die Deutschen: Donnerwetter, die Lampen, die machen ja doch volle Treffer in die schweren Batterien. Da habe ich so gelacht, daß ich

12 Heller für 2 Arbeitsstunden

ist gewiss sehr wenig! Warum zögern Sie da noch länger, zur Probe ein 12 Heller Paket Wasch-extrakt „Frauenlob“ zu kaufen? Wenn Sie damit die Wäsche über Nacht einweichen, ersparen Sie einige Stunden Arbeit; denn: Ist der Schmutz einmal von „Frauenlob“ gründlich gelöst, dann geht er mit warmem Wasser und Schicht-Seife von selbst aus der Wäsche.

vor Lachen fast ganz „teppat“ war. Ich befand mich auch schon, als ich einer Beobachtungsstation zuge-teilt war, in großem Feuer, wo die Granaten über meinem Kopfe dahinslogen und auch in meiner Nähe einschlugen. Wenn sich der Mensch in einem solchen Feuer befindet, weiß er von sich überhaupt nichts. Von der Beobachtungsstation konnte ich auch die fürchterliche Wirkung unserer Bomben sehen. Mehrere Meter rings um die Einschlagstelle wird alles zerrissen. Hierdurch muß in den Forts eine große Panik entstehen. Vor Maubenge habe ich mir die Forts angesehen. Drei Meter dicke Erde und eine zwei Meter dicke Gewölbmauer aus Beton war durch einen Schuß durchgebrochen und die Sprengstoffe drangen in das Mannschaftszimmer. Damals hatten wir eine große Beute an Wein, Mehl und Ge-schützen. Jetzt beschießen wir nicht mehr die Festun-gen, sondern die Verschanzungen im Felde und die schweren Batterien. Die Kampffront erstreckt sich auf eine Länge von 200 Kilometer. Die Franzosen und Engländer werden immer mehr zusammengebrückt. Die Franzosen versuchen täglich Durchbrüche, aber sie kommen in die deutschen Hände wie in eine Hölle. Die Angriffe dauern höchstens eine halbe Stunde. Wie die deutsche Infanterie erzählt, bleiben dann haufenweise die Toten liegen. Ich denke mir nur, Gott gebe hier bald ein Ende. Denn die Engländer wissen genau, daß wir, wenn wir hier siegen, auch mit ihnen abrechnen werden. Deshalb strengen sich hier die Franzosen und Engländer so an. Gott gebe uns aber bald den Sieg. Hier herrscht fast durch-wegs Regenwetter. Nur in den letzten Tagen ist etwas Kälte eingetreten, was viel besser ist. Zu Weihnachten trat kein Waffenstillstand ein. Ununter-brochen waren Infanterie und Artillerie in Tätig-keit. Wir selbst haben am 24. Dezember bis 5 Uhr abends geschossen. Dann begaben wir uns einige Kilometer hinter der Batterie in ein Haus, wo ein herrlich geschmückter Christbaum stand. Hier bekam jeder zwei Pakete mit Wäsche, Zigaretten usw. Auch einen Tee bekamen wir und unterhielten uns recht gut. Ich bin immer recht lustig und verrichte meine Arbeit mit voller Freude. Wenn ich nach Gilly zu-rückkehren sollte, werde ich noch vieles erzählen.

Evangelische Gemeinde. Morgen Son-nitag findet in der Christuskirche um 6 Uhr abends ein öffentlicher Gottesdienst statt, in welchem Herr Pfarrer May predigen wird über „Allen Gewalten zum Trug sich erhalten“. Die nächste Kriegsbesetzung findet am Mittwoch um 6 Uhr abends statt.

Großes Erdbebenunglück in Italien. Ganz Mittelitalien, besonders die Provinz Rom, wurde Mittwoch kurz vor 8 Uhr früh von einem schweren Erdbeben, und zwar, wie von fachmänni-scher Seite erklärt wird, von einem sogenannten Ein-schurzbeben, heimgesucht, das große Verheerungen an-richtete und eine riesige Zahl von Todesopfern forderte. Avezzano ist zerstört, in der ganzen Umge-gend herrschte Vernichtung. „Giornale d'Italia“ stellt fest, daß die Zahl der Überlebenden von Avez-zano 800 beträgt. Da die Bevölkerung von Avez-zano 11.000 beträgt, müssen mehr als 10.000 Ein-wohner beim Erdbeben den Tod gefunden haben. In Rom selbst haben viele Bauten Beschädigungen erlitten. An der Basilika des heiligen Petrus zer-brachen 150 Fensterscheiben an der Kuppel und es öffneten sich wieder einige alte Sprünge. Ein Quaderstein der äußeren Säulenhalle der St. Peters-kirche hat sich verschoben. Auch die Lateran-, die An-dreas- und die Ignaziuskirche haben durch das Erd-beben gelitten. Von der Andreaskirche stürzten Teile des Turmes herab. Die von Papst Sixtus V. an der 30 Meter hohen Säule des Marc Aurel am Colonnplatz angebrachte Statue des Apostels Pau-lus ist umgestürzt. Zahlreiche Häuser weisen Be-schädigungen auf. Der Generaldirektor der Alter-tümer und schönen Künste Dr. Ricci machte einen Rundgang durch die Stadt, um sich von dem Zu-stand der hervorragenden Gebäude zu überzeugen.

Er konnte feststellen, daß keines derselben schwere Beschädigungen durch das Erdbeben erlitten hat. Aus der Provinz Rom werden zahllose Vbschädi-gungen und Einstürze, besonders von Kirchen und Bahnhöfen, aber auch viele Todesopfer gemeldet: In Monte Rotondo besonders war der Erdstoß stark zu verspüren und von längerer Dauer. Die Bevölde-rung wurde von Panik ergriffen und stürzte ins Freie. Der Turm des zwei Stock hohen Rathauses stürzte ein, wodurch dieses starke Beschädigungen er-litt. Ein Professor der Technischen Schule und ein Schüler wurden getötet, mehrere andere Personen schwer verletzt. Einige Häuser zeigen große Sprünge. In Neapel brach eine große Panik aus, ebenso in Ancona. Besonders hart mitgenommen wurde die Provinz Aquila.

Spendenausweis des Roten Kreuz-Spitals. Frau Kullich 250 Zigaretten, Frau Direktor Bonisch 2 Milchbrote, Frau Pfarrer May Eier und Kompot, Frau Costa-Kuhn 4 Schweins-sulzen, Herr Kürbisch 5 Kilogramm Kraut, Herr Oberlehrer Zeder von den Schülern gebrachte 300 Stück Zigaretten, Frau Kaltschnigg einen großen Korb Salat, Frau Donner 300 Zigaretten, Frau Lindauer 100 Zigaretten, Frau Braun Para-beis, Frau Ranzinger ein großes Glas Kompot, Frau Marie Lenardo 100 Stück Zitronen und 50 Kilogramm Zwiebel, Zweigverein Rotes Kreuz Praxberg 4 Kisten getrocknetes Obst, 1 Kiste Äpfel und Zigaretten. Der verwundete Soldat Max Kast-lacan spendete eine Kiste Äpfel für seine verwun-deten Kameraden des Inf.-Reg. 87, Herr Zicha 2 Spiele Karten. Weitere Spenden werden täglich von 8 bis 12 Uhr früh in der Vereinsklische des Rotes Kreuz-Spitals im Hotel Mohr entgegenge-nommen. Den Spendern besten Dank!

Kastanien als Nahrungsmittel. Die Handels- und Gewerbekammer in Graz macht auf die Verwendung von Kastanien in gemahlenem Zu-stande zu Nahrungszwecken aufmerksam. Nähere Auskünfte darüber, sowie über die Bezugsmöglich-keiten größerer Mengen von Kastanien können bei der Kammer eingeholt werden.

Spart mit den Lebensmitteln! Zur Streckung unserer Vorräte und Hintanhalt-ung eines etwaigen Notstandes an Brotfrüchten sind bereits Maßregeln getroffen worden, doch können diese nur dann von vollem Erfolge begleitet sein, wenn die Bevölkerung durch verständnisvolle Spar-maßregeln dazu beiträgt und sich in dieser Richtung jedermann seiner vaterländischen Pflicht bewußt bleibt. Insbesondere bei der Jugend muß das viel-fach noch fehlende Verständnis für die große Trag-weite dieser Frage geweckt werden, weshalb die Re-gierung die Landes-schulbehörden angewiesen hat, eine entsprechende Belehrung in den Schulen zu veran-lassen. Hierbei wurde auch angeordnet, daß sämt-lichen Lehranstalten ein Merkblatt übermittelt wird, das in den Klassen zu verlesen und in den Schul-zimmern auszuhängen ist. Das Merkblatt hat nach-folgenden Text: „Seit Wochen und Monaten stehen unsere Brüder im Felde und kämpfen für das Vater-land. Es wird unseren Feinden sicherlich nicht ge-lingen, unsere tapferen todesmutigen Soldaten auf dem Schlachtfelde zu bestegen. Aber nun versuchen sie uns auszuhungern, indem sie uns Zufuhren aus den uns nicht feindlichen Ländern abschneiden wollen. Auch dieser Versuch wird scheitern. Wir haben ge-nug Nahrungsmittel im Lande, um bis zur nächsten Ernte auszuhalten, wenn wir nur wirtschaftlich und sparsam damit umgehen. In dieser Richtung könnt auch Ihr nun dazu beitragen, daß unser großer Kampf siegreich zu Ende geführt wird. Es ist Eure heilige Pflicht, nichts Eßbares zu vergeuden und mit Nahrungsmitteln sowie auch mit Holz und Kohle sparsam umzugehen. Damit bekundet Ihr nicht nur Eure Vaterlandsliebe, sondern helft auch Euren Eltern in dieser schweren Zeit. Seid also häuslich-terisch und sparsam mit dem Brote, das uns der

Himmel schenkt. Wenn Ihr der Gabe Gottes die ihr gebührende Achtung erweist, wird Euch das tägliche Brot niemals mangeln, und Ihr werdet keinen Hunger leiden. Werft kein Stück Brot weg, wenn es auch nicht mehr frisch ist. Schneidet nicht mutwillig mehr Brot ab, als Ihr essen könnt. Denkt an die Soldaten im Felde, die oft glücklich wären, wenn sie das Brot hätten, das Ihr gering-schätzt. Spart auch mit den Kartoffeln! Man muß sie in der Schale kochen und erst dann schälen. Wer sie zuerst schält und dann kocht, verschwendet. Die Abfälle der Küche dürfen nicht fortgeworfen werden. Die Speisereste von Fleisch, Gemüse und Kartoffeln sollen zum Füttern von Geflügel ver-wendet werden. Oder gebt sie den Landwirten, die damit Schweine mästen können. Kinder, seid spar-sam! Dann dient Ihr Euren Vaterlande und Euren Eltern.“

Der Salzbezug. Die Statthalterei teilt mit: In der letzten Zeit sind der Statthalterei aus Krei-sen der Gewerbetreibenden vielfach Klagen über Schwierigkeiten beim Salzbezug zugekommen. Diesen Schwierigkeiten, die auf den gesteigerten Herbstbedarf an Salz und teilweise auf den Waggonmangel zu-rückzuführen sind, könnte, wie Erkundigungen der Statthalterei ergaben, am leichtesten durch die Ge-werbetreibenden selbst begegnet werden, wenn sie für die nächste Zeit Salzbestellungen auf das zur Deckung des laufenden Bedarfes Notwendige be-schränken und keine überflüssigen Vorräte aufstapeln würden. Eine solche Anhäufung von Vorräten ist durchaus zwecklos, da die über das Gewöhnliche wesentlich gesteigerte Erzeugung der Salzhäuser den laufenden Bedarf überschreitet und auch eine Stei-gerung der Salzpreise nicht zu befürchten ist. Die Beschränkung auf die Deckung des laufenden Be-darfes hätte eine gleichmäßige Versorgung des Lan-des zur Folge, die, wie gesagt, durch die Erzeugung der Salzwerke vollkommen gesichert ist. Wünsche nach bestimmten Sorten von Salz müssen unbe-dingt eingeschränkt werden. Es müssen natürlich der-zeit bei einem verminderten Arbeiterstande der Sa-linen besonders jene Salzsorten erzeugt werden, die den geringsten Arbeitsaufwand erfordern und des-halb fiel die Erzeugung von Salzbrüetts, die eigens ausgebildete Arbeiter verlangt, weg, während Sack-salz und Mahlsalz im bisherigen Umfange weiter hergestellt werden. — Allerdings sind seit Monaten bestellte Salzsendungen noch nicht zugesendet worden, weshalb die Kaufmannschaft mit dem empfohlenen Auskunftsmitel nicht viel anfangen kann.

Oesterreichisches Ausfuhr- und Durch-fuhrverbot für Holz. Mit der Ministerialver-ordnung vom 4. d. wurde in Oesterreich-Ungarn die Ausfuhr- und Durchfuhr von Holz verboten, und zwar für europäisches Bau- und Nutzholz, hart oder weich, rund, beschlagen, gefügt, geschnitten, gespaltene exklusive Furniere, nicht weiter bearbeitet, auch Eisenbahnschwellen sowie Telegraphensäulen und vorgerichtete Fasholz; roh, vorgerichtete oder bearbeitete Schasthölzer für Handfeuerwaffen, dann Wagnerarbeiten sowie für Wagnerarbeiten vorgerich-tetes Holz, Zeltpfähle, Zeltstangen und Werkzeug-stiele. Das Finanzministerium ist ermächtigt, Aus-nahmen von diesen Verboten zu bewilligen. Aus-fuhrgesuchsformulare erliegen bei der Handels- und Gewerbekammer Graz für Interessenten dieses Kam-mer Sprengels.

„Schwert und Reyer“ betitelt sich die größte vaterländische Musiksammlung der Kriegszeit, welche durch den Musikverlag Carl Haslinger in Wien 1., Tuchlauben 11, herausgegeben wurde. Der elegant ausgestattete Prachtband kostet nur 3-60 K und enthält 120 Vaterlands- und Soldatenlieder für Klavier und vollständigen Texten, sowie 35 Märsche, darunter unsere schönsten patriotischen Weisen, wie: Das ist mein Oesterreich, Wacht am Rhein, Prinz Eugen, Grab an der Haide, Seemannslied, Hubekly-Marsch, Das Schwert Oesterreichs, Marsch und

viele andere. Schwert und Leyer sollte in keiner musikalischen Familie fehlen, und können wir das schöne Werk, welches durch jede Buch- und Musikalienhandlung zu beziehen ist, bestens empfehlen.

Sin Bild aus dem Zarenreiche.

Der bekannte schwedische Schriftsteller Harald Wägner, der soeben von einer Reise nach Rußland nach Stockholm zurückgekehrt ist, gibt seine Eindrücke in einem interessanten Artikel im „Aftonbladet“ wieder:

Was den im Westen erzogenen Fremden in Rußland am meisten frappiert, sagt er, das ist der Maulkorb gegen das freie Wort. Es ist klar, daß die sich fest um die Kehle der Presse klemmende Hand der Zensur dem öffentlichen Leben ein eigenes Gepräge gibt. Alles, was in einem freien Staate offen diskutiert wird, was dort auf der Oberfläche fließt, all das lebt in Rußland ein unterirdisches Leben und als geistige Konterbanke von Mann zu Mann. Man flüstert davon in den Winkeln, doch es kommt nie an das Tageslicht. Der Gewinn für die Regierenden ist natürlich groß; es ist nicht ohne Bedeutung, die allgemeine Meinung durch die Presse lesen zu können.

In Rußland darf man nur von Siegen der Verbündeten lesen. Namen wie Tannenberg und die Masurischen Seen werden nicht genannt. Höchstens wird ein gelegentlicher Rückzug zugegeben oder, wie der sinnreiche Ausdruck lautet: „eine Verschlebung unserer Streitkräfte nach günstigeren Stellungen.“ Die Allgemeinheit hat jedoch inzwischen gelernt, die Zeitungen zu lesen, und die offiziellen Phrasen sind kein undurchsichtiger Schleier. Man versteht sehr wohl, was gemeint ist mit „strategischen Dispositionen zu unserem Vorteil.“ So viel aber erreicht die strenge Zensur, daß es schwer ist, die allgemeine Stimmung in Rußland aus der Presse zu erkennen. Man muß sich mit Aufklärungen begnügen, die man von wohlunterrichteten Personen erhält. Und so gewinnt man seine Einblicke auf diese Weise.

In Rußland ist das Land der öffentlichen Geheimnisse. So gibt es jetzt ein öffentliches Geheimnis, das die allgemeine Meinung beschäftigt, nämlich das Verhältnis zwischen dem Zaren und dem Generalissimus, dem Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch. Ueberall ist die Ueberzeugung verbreitet, daß der Zar und seine Umgebung den Frieden mit Deutschland wünschen, während Nikolaj sein Leben daran setzt, den Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen. Der mächtige Rasputin, der Prophet und Wunderthäter, der sich einen so entscheidenden Einfluß auf den Zaren und die Zarin erworben hat, ist für den Frieden und auch die Zarin-Mutter soll dafür sein. Gewiß ist außerdem, daß die sehr einflußreiche Familie Tanejew der Friedenspartei angehört. Man erzählt, daß der Zar bei seinem Besuche an der Front vor dem Großfürsten seine Friedensneigung geäußert haben soll, worauf er die Antwort erhielt: „So werde ich den Krieg auf eigene Rechnung weiterführen!“ Vor dieser Drohung gab der Zar klein bei.

Wenn Nikolaj, Rußlands Diktator, der die ganze gewaltige Kriegsmacht in seiner Hand hat, dieser Mann mit der unerhörten brutalen Energie, seine Macht nicht gebraucht, um sich die Krone aufs Haupt zu setzen, so geschieht es wahrlich nicht aus skrupulöser Loyalität gegen ihren jetzigen Träger. Daß weiß man in Rußland. Und er hat in seiner Umgebung zuverlässige Werkzeuge; er ist populär im Heer, besonders unter den Mannschaften.

Man sagt, der Zar fürchte seit diesem Zusammenreffen ernstlich für seine Sicherheit und seinen Thron. Die Hofdamen geriet in lebhafteste Bewegung und allerlei Werkzeuge der Finsternis tauchten auf. Wie es zusammenhängt, weiß man nicht — genug, an einem dunkeln Abend vor etwa einem Monat wurde Nikolaj Nikolajewitsch aus dem Hinterhalt von einer Kugel getroffen, ohne daß man je den gefunden hätte, der sie abgefeuert hat. . .

Es ist eine Tatsache, daß man augenblicklich in Rußland lebhaft interessiert ist für diesen Konflikt zwischen zwei Parteien, die ihr gewagtes Spiel um nichts geringeres spielen, als um die Alleinherrschaft in dem gewaltigen Zarenreich. Und es steht fest, daß ein Land, das nicht durch seine eigenen Vertreter über sein Schicksal bestimmen kann, dessen Herrscher eine willenlose, urteilslose Person ist, die dem ersten besten Charlatan und Schwindler, einem Rasputin zum Opfer fällt, daß ein solches Land ein fruchtbarer Boden ist für die Intrigen einer Kamarilla, daß dort das Wohl und Wehe des Reiches von Faktoren abhängt, die zu absurd und vernunft-

widrig erscheinen, um politischen Einfluß haben zu können. Und fehlt nun noch das glühende Gefühl das Wohl des Vaterlandes, das zu jedem Opfer bereit macht, dann können auch gewissenlose Abenteuerer das Los von Millionen bestimmen.

In Rußland kann alles geschehen. Während die Muschik und Arbeiter in Polen bluten, spielt die Hofdamen ihr spannendes Hazardspiel um ihr Schicksal. Das Recht der Armen und Niedrigen gilt ja nichts. Daher kommt es, daß das große Rußland nicht die Mittel hat zu einem geordneten Sanitätswesen für seine Heere. Daher kommt es, daß die Verwundeten wochenlang auf dem Transporte sind, ohne daß etwas für sie geschieht. Vor einiger Zeit kam ein mächtiger Lazarettzug von dem Kriegsschauplatz nach Moskau. Die Verwundeten waren für ein angeblich befindliches Krankenhaus bestimmt. Aber das Krankenhaus war nicht zu finden. Es existierte nur auf dem Papier. Und so wurden die Verwundeten wieder fortgeschafft, nach Petersburg. Länger als eine Woche waren sie im Zuge gewesen, ohne daß ihre Wunden untersucht worden wären. Sie befanden sich in einem fürchterlichen Zustand. Und die Verwundeten in den Lazaretten bekommen nicht einmal genug zu essen. Wo bleibt das hierzu bestimmte Geld? Rußlands Millionen verhungern und verbluten durch Verwahrlosung. Was tuts? Rußland ist unermesslich. Da kann alles geschehen. Wer kann allem Rechnung tragen, was dort geschieht? Wer kann Rechenschaft ablegen von all den gesammelten Geldern? Wer kann wissen, wo der Lazarettzug geblieben ist, für den man vor einiger Zeit große Summen gesammelt hat, und der mit all seiner prächtigen Ausrüstung auf dem Papier und im Budget bestand? Niemand weiß es, oder richtiger: alle wissen es. Es ist ein öffentliches Geheimnis unter den vielen in dem großen, unermesslichen Rußland.

Vermischtes.

Die Sendlinge des Ewigen. Aus seinem Tagebuche veröffentlicht Peter Rosegger folgende Worte: „In dieser Nacht hatte ich folgendes Gesicht: Der Ewige saß auf dem Richterstuhl und ließ die Großen der Menschheit an sich vorüber schreiten.“

Zu Moses sagte der Richter: „Was hast du deinem Volke gegeben?“

„Das Gesetz.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Sünde.“

Dann fragte der Richter Karl den Großen: „Was hast du deinem Volke gegeben?“

„Den Altar.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Den Scheiterhaufen.“

Dann fragte er Napoleon: „Was hast du deinem Volke gegeben?“

„Den Ruhm.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Schmach.“

So fragte der Richter viele und ein jeder führte Klage darüber, daß seine Gabe entwürdigt worden sei.

Endlich fragte der Ewige auch seinen Eingeborenen: „Mein lieber Sohn, was hast du den Menschen gebracht?“

„Den Frieden.“

„Was haben sie daraus gemacht?“

Christus antwortete nicht. Mit durchstochenen Händen verhüllte er sein Gesicht — und weinte.

Wo liegt der erste Gefallene vom Jahre 1870? Im Schirlenhof bei Niederbrunn im Elsaß. Er erhielt am 20jährigen Gedenktage seines Todes ein einfaches, aber würdiges Denkmal, einen rohen Block aus Syenit mit einer geschliffenen Platte, auf welcher sich folgende Inschrift befindet: „Hier fiel bei einer Retrospektierung am 25. Juli 1870 im Kriege gegen Frankreich als erster deutscher Soldat William Herbert Winsloe, Leutnant im badischen 3. Dragonerregiment Prinz Karl. Zum ehrenden Andenken gewidmet von seinen Verwandten, Kameraden und Freunden. Es handelte sich bei dieser Retrospektierung um den berühmten kühnen Patrouillenritt, den Graf Zeppelin mit einigen Offizieren und Soldaten unternahm und bei dem sich der berühmte Luftschiffer nur durch sein gutes Kopf und seine Reitergeschicklichkeit vor dem gleichen Schicksal rettete. Der badische Kriegerverein veranstaltete am 25. Juli 1890 eine feierliche Einweihung des Denksteins, bei der auch die damals noch lebenden Teilnehmer des Retrospektierungsritts anwesend waren.“

Eine amerikanische Gefängnisidylle. Der neue Direktor des großen amerikanischen Staatsgefängnisses von Sing Sing, Thomas Mott Osborne, hat „ein neues System der Gefängnisdemokratie und „Justiz“ eingeführt, das in kriminalistischen Kreisen Aufsehen erregen wird. Er gewährt nämlich den Verbrechern vollständige Selbstverwaltung und behauptet, damit die besten Erfolge zu erzielen. In Sing Sing hatte sich eine Vereinigung der Gefangenen gebildet, die sich „die Bruderschaft des goldenen Gesetzes“ nannte und aus solchen Verbrechern besteht, die den Glauben an sich selbst und an ihre Zukunft noch nicht aufgegeben haben. Aus den Reihen dieser Bruderschaft bildete Osborne ein „Kabinett“, das die Regierung über das große Gefängnis unter Mithilfe und Aufsicht des Direktors und seiner Untergebenen führt. Auch die Gerichtsbarkeit über ihre Genossen steht diesen Sträflingen zu, und zwar entscheidet der sogenannte „Känguruh-Gerichtshof“ über schwerere Verbrechen, wie Aufruhr, Fluchtversuch, Widerstand, Schmuggel usw., während der „Gerichtshof der besonderen Sitzungen“ leichtere Vergehen aburteilt. Die rechtspredenden Verbrecher geben sich nicht viel mit Gesetzesparagrafen ab, sondern sie fällen ihr Urteil nach dem gesunden Menschenverstand und nach einer tiefgehenden Kenntnis ihrer Kameraden. Der Direktor bildet die Berufungsinstanz. Er hält auch öfters Sitzungen mit seinem „Ministerkabinett“ ab, um auf diese Weise alle berechtigten Wünsche der Gefangenen zu erfahren und die Vorschläge der „Regierung“ entgegenzunehmen. Verschiedene Veränderungen haben bereits in der Verwaltung von Sing Sing stattgefunden. So ist zum Beispiel die Erlaubnis des Briesschreibens für die Gefangenen bedeutend erweitert worden; der Sonntag, der bisher immer der eintönigste und langweiligste Tag in Sing Sing war, wird durch Kinovorführungen erfreulicher gestaltet usw. Auch die Rechtsprechung der Sträflinge hat sich nach dem Bericht Osbornes durchaus bewährt. Es wird dadurch eine bessere, allgemeine Disziplin erreicht; die Gefangenen bewahren unter der Aufsicht ihrer Genossen bessere Ordnung und zeigen größeren Eifer, so daß viel mehr Arbeit geleistet wird. Die Absicht des Direktors geht dahin, „jeden Gefangenen Gelegenheit zur Besserung zu geben.“ Vertrauen erzeugt nach seiner Meinung Vertrauen und die Zuversicht der Verbrecher in ihre eigenen sittlichen Kräfte wird durch die Zuversicht des Direktors gestärkt. „Wenn ich nur ein Prozent von ihnen vor künftigen Verbrechen damit bewahren kann“, sagte Osborne, „so bin ich zufrieden. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß es beträchtlich mehr sein werden.“

Volkshymnen! Drogeffekt neuformt!

Ich bin stolz auf meine Schweizer!

nicht! Die Schweizer sind nicht im Krieg!

Das Kaiserreich ist ein Schandmal!

Die Kaiserlichen sind die Schandmal!

Die Kaiserlichen sind die Schandmal!

Die Kaiserlichen sind die Schandmal!



Das beste für unsere Krieger

sind die so wunderbar wirkenden

Alpen-Fichtenbonbons „Picea“

bei Asthma, Husten, Heiserkeit, sowie auch Magenstärkung, in Schachteln à 20 u. 50 Heller, in fertigen Feldpostbriefen à 1 K. — Zu haben in allen Apotheken und Drogerien. — En gros Depot: Gilli Kaufhaus Stiger.



Die Südmärk.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung für Haus und Familie.

Sonntagsbeilage der „Deutschen Wacht“ in Gili.

Nr. 3

„Die Südmärk“ erscheint jeden Sonntag als unentgeltliche Beilage für die Leser der „Deutschen Wacht“. — Einzeln ist „Die Südmärk“ nicht käuflich.

1915

(Nachdruck verboten.)

Das Schlittschuhlaufen

Von Dr. med. H. Ebinger.

In unserem Klima zieht sich im Winter die Menschheit in die Häuser zurück; sie meidet nach Möglichkeit die kalte Luft im Freien, sehr zum Schaden der körperlichen Gesundheit. Unter den Uebelständen, welche durch das Stubenhocken und das enge Zusammenwohnen in Großstädten hervorgerufen werden, leidet besonders die Jugend, die männliche sowohl wie auch die weibliche. Eine Jugend, der die kräftige, andauernde Bewegung im Freien entzogen wird, leidet dadurch in den Jahren der Entwicklung gar zu leicht Schaden an der Gesundheit, der das Leben peiniget und abkürzt. Jedenfalls verlieren alle Stubenhocker die körperliche und geistige Frische, was allein schon traurig genug ist. Leider ruhen im Winter die meisten Arten von Sport. Aber einer kann und muß von der Jugend betrieben werden, so oft es möglich ist, der Schlittschuhsport. Zum Glück ist es sehr oft möglich, da man in größeren Städten für künstliche Eisbahnen sorgt.

Sobald ein Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, schulpflichtig ist, sollte man es auch anhalten, den Schlittschuhsport zu üben, denn es ist für die Gesundheit des Kindes von größtem Vorteil, wenn es sich bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre im Freien möglichst viel und schnell bewegt. Erlaubt die Witterung kein Schlittschuhlaufen, dann halte man das Kind zum Laufen an. Das Laufen ist nicht minder heilsam als jeder andere Sport, zumal man es zu allen Zeiten und an allen Orten treiben kann.

Es ist eine hochwichtige Aufgabe der modernen Erziehung, den Folgen des vielen Stillstehens und der Unzulänglichkeit der körperlichen Bewegung bei der Jugend entgegenzuwirken. Die durch das Stillstehen und Stubenhocken beeinträchtigte Blutbildung läßt sich durch nichts besser fördern als durch regelmäßige, tägliche und ausreichende Schnelligkeitsübungen. Zu diesen Schnelligkeitsbewegungen gehört besonders das Schlittschuhlaufen. Man kann von einem Erwachsenen nicht verlangen, daß er durch Dauerlauf sein Blut regeneriere, aber Schlittschuhlaufen darf ein Jeder. Durch diesen Sport werden die Organfunktionen des Körpers, die Atmung und der Kreislauf des Blutes mächtig angeregt. Diese Anregung macht gesund. Wer gesund ist, der ist

guter Laune, der fühlt sich glücklich. Das ist es, was die Liebe zum Sport erklärt, weshalb Jung und Alt dem Schlittschuhlaufen oder auch einem anderen Sport im Freien huldigt.

Jeder, der mit Kindern ins Freie geht, kann die Beobachtung machen, daß diese kein größeres Vergnügen kennen, als draußen hin und her zu rennen. Der Hypochonder, der Laie begreift oft dieses ziellose Hin- und Herrennen nicht, er begreift es nicht, wie die Kinder vor Freude dabei jauchzen können. Der Gesunde oder Arzt begreift es sehr wohl. Das Laufen ist für die Jugend eben die heilsamste Übung, die durch keine Zimmergymnastik ersetzt werden kann, und grundvertehrt ist es, den Kindern die Freude am Laufen wehren oder verderben zu wollen. Im Gegenteil, Eltern und Erzieher sollten wetteifern, den Kindern reichliche Gelegenheit zum Austummeln im Freien zu gewähren. Die Eisbahn hat für die Jugend eine weit größere Anziehungskraft als der Spielplatz. Man sieht nirgends mehr frohe und gesunde Gesichter, als auf der Eisbahn. Das vollkommene Amen der frischen, reinen Luft, verbunden mit dem Gefühle der Überwindung der Schwere und der leichten, gleitenden Schnelligkeit über die kristallene Fläche erfrischt das Blut und erheitert naturgemäß das Gemüt.

Auf der Eisbahn kann man den Körper methodisch abhärten und stärken. Der wirkliche Dauerläufer schwitzt schließlich gar nicht einmal nach der größten Anstrengung. Auch das ist ein Zeichen von Stärke und Gesundheit, denn je kräftiger und gesünder ein Mensch ist, desto weniger leicht schwitzt er. Schwache Menschen geraten bei der geringsten Anstrengung in Schweiß.

Gute, geübte Schlittschuhläufer erkälten sich daher selten oder gar nicht, wohl allerdings Anfänger, die leicht warm werden, oft ruhen müssen und dann unter der Kälte leiden. Das verliert sich bei richtiger Pflege des Sports gar bald. Gewisse Vorsichtsmaßregeln kann sich jeder Schlittschuhläufer merken.

Man kleide sich nie zu schwer, sondern wähle eine leichte, wollene, anschließende Kleidung. Der Anfänger werfe einen Wollschal locker um den Hals und ziehe ihn nur dann fester und höher, wenn er ausruht und stille steht. Ist keine geschützte Stelle vorhanden, so mache man kleine Bewegungen auf den Schlittschuhen.

Kein Schlittschuhläufer genieße während der Ausübung des Sports geistige Getränke, sie mögen

heißen, wie sie wollen. Kaffee oder Tee ist erlaubt.

Anfänger oder schwächliche Personen müssen es nach Möglichkeit vermeiden, gegen starken Wind zu laufen, namentlich gegen scharfen Ostwind. Ist dieses nicht zu vermeiden, so schütze man während dieser Zeit den Mund durch einen Respirator oder durch ein Tuch, im Notfall wenigstens durch die Hand. Fühlt man die Kälte zu empfindlich auf der Brust, so bedecke man auch diese genügend.

Beim Schlittschuhlaufen spreche und lache man so wenig wie möglich und gewöhne sich daran, nur durch die Nase zu atmen. Man sei aber nicht gar zu ängstlich, im Gegenteil, man suche sich abzu- härten, so bald wie möglich. Jeder Sport kann ein Unglück nach sich ziehen, gewiß, aber man vergesse doch nie, wie heilsam er im ganzen ist, wie viel Menschen durch ihn wieder gesund und lebensfreudig werden. Es sterben viel mehr Menschen durch Ber- weichlichung als durch Unglück bei irgend einem Sport.

Wie die „Wacht am Rhein“ ent- standen ist.

Tagtäglich klingt sie an unser Ohr: Wo eine Musikkapelle spielt, wo patriotisch gefinnte Menschen ihrer gehobenen Stimmung Ausdruck geben wollen, ertönt neben unserer herrlichen, ans Herz greifenden Volkshymne und der feierlichen, getragenen Melodie des „Heil dir im Siegerkranz“ das Schuß- und Truh- lied der Deutschen seit 44 Jahren, die „Wacht am Rhein“. Als ein so kostbarer Nationalschatz wird sie angesehen, daß jüngst die Mitteilung durch die Blätter lief, die Originalhandschrift befände sich nebst anderen einzigartigen Manuskripten in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Dies ist aber nicht der Fall. Durch eine seltsame Fügung besitzt die Stadt Bern das Original in ihrem Museum und weiß es wohl zu schätzen, denn es ist in der historischen Abteilung im Allerheiligsten, in der sogenannten Silberkammer aufbewahrt und in- mitten der kostbarsten Trophäen, die zum Teil noch aus der burgundischen Kriegsbeute stammen — ein unscheinbares, vergilbtes Blatt Papier und ein unerseh- liches, historisches Dokument zugleich!

Wie aber ist die Dichtung eines allerdeutlichsten Deutschen gerade in Schweizer Besitz gelangt? Ihr Verfasser hieß Max Schneckenburger, war 1819 im stillen Städtchen Thalheim bei Tuttlingen im Württem- bergischen geboren, seines Zeichens ehrfamer Handlungs- gehilfe in einer Drogerie in Bern und knapp 21 Jah- re alt, also selbst in der Sturm- und Drangperiode des Jünglingslebens, als im Jahre 1840, durch Thiers Herausforderung angefaßt, in ganz Frankreich der Ruf nach dem linken Rheinufer, also nach einem neuen Kriegszug gegen die Deutschen, erscholl. Hüben und drüben entstanden patriotische Gedichte und vom all- gemeinen Taumel ergriffen, ließ der sonst so vornehme Poet Alfred de Musset sein frivol-satirisches Spottlied „Nous l'avons eu votre Rhin allemand“ ertönen. Auch diese gallische Ungezogenheit ließ den deutschen Michel ruhig, noch hatte er seine wiedermeierische Siebenschläfer- zeit nicht überwunden, noch war kein Bismarck da, der den ungelenten Riesen aufs Pferd gesetzt hätte. . . Nur in der Seele des jugendlichen Max Schneckenburger

wurde die aufregende Episode zum Erlebnis und er formte sie zum Lied. So entstand die „Wacht am Rhein.“

Der Brief, womit Max Schneckenburger „Die Wacht am Rhein“ an einen Freund einsandte, lautet: „Burgdorf, den 8. Dezember 1840. Lieber Schatz und Mitarbeiter im Weinberge des Herrn! Deine Volks- halle wirst du nächstens ganz unversehrt zurückerhalten. Ich habe sie gelesen, aber Kramp liest dato noch einige Nummern. Nun aber tue mir den Liebesdienst und schicke mir die neueren Blätter. Meister Wirth wird ja immer flotter und nobler, beginnt bereits den Pflänkerkrieg mit Frankreich und fordert laufige und insolvente französische Zeitungsmonarchen! Der Mann hat noch Burschenblut in seinen Atern — —

Da hast du ein Lied von mir, das, kürzlich ver- faßt, bereits zwei Kompositionen erlitten, wovon eine, prachtvollere, Mandel in Bern veröffentlicht wird! Mit aufrichtiger Freundschaft Dein Max Schneckenburger.“

Schneckenburger hat das Gedicht „Die Wacht am Rhein“ in einer ganzen Sammlung herausgegeben, die unter dem Titel „Deutsche Lieder“ erschienen und — in den weitesten Kreisen unbekannt geblieben ist. Da geriet das Buch durch einen jener merkwürdigen Zufälle, wie sie nur die Wirklichkeit bringt, in die Hände eines tüchtigen, aber auch noch gänzlich unberühmten Kapell- meisters und Chordirigenten namens Karl Wilhelm in Krefeld. Dieser hat das Gedicht neu komponiert und im Jahre 1848 zur Feier der Silberhochzeit des da- maligen Prinzen von Preußen zum erstenmal aufführen lassen. Erscheint es nicht geradezu wie eine Vorbe- stimmung, daß die Klänge der „Wacht am Rhein“ vor allem zu Ehren jenes Mannes ertönten, der später nach siegreichem Feldzuge gegen die Franzosen der erste deutsche Kaiser werden sollte? Doch zu Ehren der Wahrheit sei konstatiert, daß das Lied, soviel man weiß, zuerst einen recht geringen Eindruck gemacht hat; erst viel später, 1865, beim Deutschen Sängerbundesfest in Dresden, als wohl das Solidaritätsgefühl schon im Unterbewußtsein des deutschen Volkes gelegen war, hat die „Wacht am Rhein“ den ersten, vollen Erfolg ge- funden. Und bald nach der Kriegserklärung von 1870 war sie urplötzlich in aller Munde, wurde von jung und alt, Zivil und Militär mit immer wachsender Begeisterung gesungen, ein echtes Volkslied — wie heute noch!

Dem Komponisten war es vergönnt, den beispiel- losen Erfolg mitzuerleben, und nach beendetem Krieg hat das junge Deutsche Reich es als seine Ehrenpflicht erachtet, Karl Wilhelm eine jährliche Dotation von 3000 Mark auszusetzen. 1873 ist er in seiner Geburts- stadt Schmalkalden gestorben. Weit weniger glücklich ist das Los des Dichters gewesen, denn jung, dreißig- jährig, ist er schon im Jahre 1849 gestorben, ohne zu wissen, welches schönes Vermächtnis er seinem Volke hinterlassen hat. Inzwischen war er Besitzer einer Eisen- gießerei in Burgdorf geworden, unterhielt aber noch viele freundschaftliche Beziehungen zum nahen Bern. Die „Wacht am Rhein“ muß ihm selbst als sein Bestes erschienen sein, denn „als er kam, zu sterben“, hat er die Originalhandschrift einem lieben Freund, dem Apotheker Räuber in Bern, vermacht. Dieser hat sie treu bewahrt und bei seinem Tode der Stadt hinter- lassen. Dort ist sie unter Glas und Rahmen sicher

in der Hut des treuen Schweizer Volkes; aber unvergänglich als echtes Volkslied lebt sie und wird weiter leben im Herzen einer großen Nation und ihrer tapferen Verbündeten, „Die Wacht am Rhein!“

Kieselack und Schopenhauer.

Ein Beitrag zur Geschichte der Reklame.

Wissen Sie, wer Kieselack ist? Vor 30, 40 Jahren hätte ich nicht zu fragen brauchen; damals wäre ich sicher gewesen, daß jedermann ihn kannte. Aber man wird alt und zu Nutz und Frommen der jüngeren Generation will ich also lieber erzählen, wer er war. — Ein braver Bessfale nämlich, und Gerichtsrat soll er gewesen sein. Von ihm erzählt man sich folgende Geschichte: In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hätte er eines Abends mit einigen anderen Honoratioren am Stammtisch gegessen, nach Weise der Vorfäter üblichen Tuns bekliffen. Die soziale Frage, die uns heute mit nie verstiegenderm Gesprächsstoff, namentlich vom fünften Schoppen an, versorgt, war damals noch nicht erfunden, und so unterhielten sich jene Biederer, dem idealen, hochfliegenden Geiste jener Zeit gemäß, über edler Menschen Größe und Nachruhm.

Bei heutigen Landgerichtsdirektoren ist der Pessimismus bekanntlich mißlieblich. Der Rat Kieselack aber muß selber ein arger Pessimist gewesen sein. Er stellte nämlich im Gegensatz zu den Anschauungen seiner Freunde die Behauptung auf, nicht durch Edelsinn und durch hervorragende Leistungen erwerbe man sich den Ruhm, das widerspreche aller Erfahrung. Je weniger einer der Menschheit leistete, desto größere Aussicht habe er eigentlich, berühmt zu werden. Die anderen waren empört über diesen Pessimismus, namentlich der Herr Oberlehrer. Da machte Rat Kieselack, der ein reicher Mann war, schmunzelnd den folgenden Vorschlag: „Ich wette, daß ich binnen vier und einem halben Jahre bekannt sein werde durch die deutschen Lande, wie keiner; unter Kindern und Greisen, unter Männern und Frauen wird niemand sein, dem mein Name fremd wäre; und um das zu erreichen, werde ich nicht das Mindeste leisten, was der Menschheit irgendwie nützt, was irgendwie geistige Arbeit voraussetzt, was irgendwie eine Leistung in Ihrem Sinne, meine Herren, ist; Sie selber sollen Richter sein.“

Die Wette stieg, und Rat Kieselack begann, seinen Namen bekannt und „unsterblich“ zu machen. Zeitungen spielten damals bekanntlich absolut keine Rolle. Kieselack hatte das Wesen der Reklame begriffen, ehe die Presse erfunden war; so ist das wahre Genie immer. — Als man gewettet hatte, war es Spätwinter gewesen, und als der Frühling ins Land kam, und damit die Reisezeit anhub, da geschah den Handwerksburschen, die mit Berliner und Knotenstock durch die Lande zogen, dem Bruder Studio, der mit Farbenmühe und langer Peise im damals noch korpsfähigen Flaurock, an der Saale kühlten Strande, durchs Land der Franken, durch die Sächsische Schweiz, in die böhmischen Wälder oder durch die Porta westphaliae nach den Burgen am Rhein wanderte, den Engländern, die in eigener Reiselutsche durch Deutschland gegen Italien rollten, usw. usw. etwas Sonderbares: Wo immer eine schroffe

Felsenase besonders den Blick auf sich zog, wo immer eine verfallene Turmruine ganz unzugänglich über den Abgrund hing, wo eine schroff aufsteigende, steile Granitwand den Blick des Vorüberziehenden unwiderstehlich fesselte, da stand überall mit riesigen Buchstaben in den Felsen gehauen, mit weißer Farbe angefüllt, der Name „Kieselack“ — weiter nichts. — Der alte Rat Kieselack hatte nämlich auch lange, bevor man sich mit der Lösung der sozialen Frage beschäftigte, deren Grundproblem kapiert: hat einer kein Geld, so muß er aber Geld haben, um nicht zu verhungern, so tut er für wenig Geld freiwillig, wozu ihn sonst die grausamste Bedrohung und die eifernde Disziplin nicht zwingen: überall hatte er in den Gebirgsnestern, auf denen die Winternet lastete, und durch die der farge Hunger schritt, bekannt machen lassen, daß er dem oder denen, die an der und der Stelle seinen Namen in der beschriebenen Weise anbringen würden, zehn Taler pro Nase bezahlen würde. Es soll ihm mehrere tausend Taler gekostet haben, dafür prangte aber auch der Name an hunderten der interessantesten, unzugänglichsten Stellen, und die Wirkung war ungeheuer: schon im Laufe des Sommers verdrängte dieser Name den des alten Frihen und den Napoleons, von Goethe und Kant garnicht zu reden. Rat Kieselack hatte garnichts geleistet, nur etwas Geld ausgegeben und erreicht, daß sich ganz Deutschland und Umgegend von „Kieselack“ erzählte, sich über „Kieselack“ den Kopf zerbrach, Behauptungen aufstellte wer „Kieselack“ wäre; kurz daß er dem lebenden Menschengeschlechte, vom Baby bis zum Mummelgreis, bekannt geworden und in aller Leute Munde war. Es ist Jahrzehnte lang einer der bekanntesten deutschen Namen geblieben, er hat das Gemüt von Generationen so tief gerührt, daß sich sogar die berühmte Volksseele, die fagenbildende, mit ihm beschäftigt.

Schopenhauer spricht einmal über dasselbe Thema „Ruhm und Leistung.“ Er ist ganz ähnlicher Meinung wie der Rat Kieselack; je höher die Geistesleistung, desto schwerer erringt sie sich Anerkennung, desto weniger Aussicht hat der Leistende darauf, daß sein Name bekannt, daß er unsterblich werde; mindestens besto-langsamere werde er bekannt werden. Er behauptet ungefähr, ein unsterblicher Philosoph, der die Grenzen der Menschheit vor- und hinausrückt, wird sehr schwer bekannt und erlebt seinen Ruhm fast nie: ein guter Pastetenbäcker dagegen immer. Aber Schopenhauer macht einen Zusatz und mit diesem Zusatz ist der Berufspessimist dem dilettierenden über: Er hat nämlich ganz richtig herausgefunden, daß die Anerkennung um so länger währt, je schwerer sie erlangt worden ist. Mit anderen Worten — seine Voraussetzung vom Verhältnis zwischen Leistung und Anerkennung zu behalten, muß man doch etwas leisten.

Zwei der wichtigsten Grundwahrheiten der Reklamepsychologie haben also schon diese beiden alten Herren klar erkannt und scharfsantig formuliert: Leiste, was du willst, — verstehst du nicht, dich bekannt zu machen, so kannst du dabei verhungern. Aber um dir die Anerkennung und die Günst der Menschen dauernd zu erhalten, mußt du ihnen doch etwas Gutes, Nütliches oder Förderliches leisten oder liefern.

Theodor Duimchen.

Schrifttum.

„**Deutsch-Österreich, deutsche soziale Rundschau**“, eine Halbmonatsschrift für freiheitlichen Nationalismus und gesunde gesellschaftliche Entwicklung. Schriftleitung und Verwaltung Wien, 7./2., Lerchenfelderstraße 5. Bezugspreis vierteljährlich 3 K. — Das erste Heft im neuen Jahre ist außerordentlich reichhaltig. Eröffnet wird es von dem Wiener Schriftsteller L. Petwaidic, der in seinem Artikel „Jahreswende“ einen Rückblick auf das vergangene und einen Ausblick auf das kommende, hoffentlich siegreiche Jahr bietet. Reichsratsabgeordneter Franz Zesser behandelt hierauf „Unsere Feinde“ und zerzaust die sadenscheinigen Vorwürfe ihrer „Geistesheroen“ gegen das deutsche Volk und seinen Militarismus. Der Direktor des deutschen Landesamtes für Gewerbebeförderung in Brünn, Franz Kubelka, schließt seine interessanten Darlegungen über die Beziehungen zwischen „Handwerk und Kriegslieferungen“. Der Wiener Schriftsteller Karl Wühlbauer erinnert an „Einen verfeimten Anhänger der österreichisch-deutschen Zollunion“, an das Mitglied des Ministeriums Hohenwart, Albert Schöffle, und weist auf dessen heute so überaus aktuelle Begründung der Nützlichkeit und Notwendigkeit eines deutsch-österreichischen Wirtschaftsbündnisses hin. An eine interessante Polemik des Münchner Universitätsprofessors Foerster gegen den in Heft 7 der Zeitschrift „Deutsch-Österreich“ erschienenen Artikel des Dozenten Dr. Schmied-Kowarzik „Die Wacht am Rhein“ schließt sich eine treffende Wiederlegung seitens der Schriftleitung. Die ständigen Rubriken „Deutsche Bildungsarbeit“, Kunst und Kultur, Der Schatzgräber und Politik enthalten diesmal besonders lesenswerte Beiträge, unter anderen von Bürgerschuldirektor Franz Brosch, dem ausgezeichneten Wiener Kunstkritiker Theodor Antropff usw. sowie die in Fortsetzungen erscheinende chronologische „Politische Rundschau“. Das Heft zeigt wiederum, daß ein Bezug dieser gut deutschen Zeitschrift, der einzigen nationalpolitischen Revue in Österreich, sich außerordentlich empfiehlt.

„**Neueste Erfindungen und Erfahrungen**“ auf dem Gebiete der praktischen Technik, Elektrotechnik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirtschaft. 42. Jahrgang 1915 (A. Hartlebens Verlag, Wien). Pränumerationspreis ganzjährig, für 13 Hefte 10 K. Einzelne Hefte für 80 Heller. Diese in den Kreisen der Techniker und Gewerbetreibenden längst eingeführte Zeitschrift ist, infolge ihrer unerreichbaren Reichhaltigkeit, ein geradezu unentbehrliches Nachschlagebuch für das werktätige Publikum geworden. Die „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“ bringen eine Reihe ausgewählter Artikel, welche Interesse für jeden Gewerbetreibenden bieten. Eine weitere Kabrik ist für Fragen eröffnet, in welcher sachgemäßer Aufschluß über

die verschiedenartigsten Materien gegeben wird. Auszug aus dem Inhalt des ersten Heftes vom 42. Jahrgange 1915: Ernährungsfragen. — Die Verhinderung des Einfrierens von Wasser in geschlossenen Gefäßen. — Buchenholz zu härten. — Anfertigung von genauen Abdrücken von Schnitzwerk und anderen ähnlichen Gegenständen, welche schwer zugänglich sind. — Säure- und wasserfester Holzlack. — Ueber die Bereitung von Kupferamalgamen. — Betriebsmaschinen. — Eine neue chemische Ursache des Rostens von Eisen. — Ueber das Reinigen von Maschinenteilen. — Reinigung von Marmorfassaden. — Reinigung von Bronzedenkmalern. — Verfahren zur Herstellung von Trockenmörtel aus Kalk und Sand. — Verfahren, Müll nach Abtrennung der brennbaren Anteile und unter Scheidung des Rückstandes in Feines und Grobes auf Kunststeinerzeugnisse zu verarbeiten. — Autographien von Blättern. — Wie photographiert man Gläser? — Ueber Magnesiumbandbeleuchtung. — Regulierwiderstand für Taschenlampen. — Elektrische Hauswasserpumpen in Selbstschaltung „Quelle“. — Benzin und Benzol. — Bequeme Darstellung von Jodtinktur. — Holzstabskörbe. — Brombeerblätter als Tee-Ersatz. — Herstellung des rheinischen Obsttrautes. — Aufbewahrung von Wintergemüsen in frischem und getrocknetem Zustande. — Pflanzenschutz im Winter. — Schärfwasser für Feilen. — Metall-Lack. — Vorschrift für eine sehr harte Silberlegierung. — Vorschrift für Sibotsche Blenden. — Kitt für zu lackierende Dielen. — Kitt für zu waschende Dielen. — Klebewachs. — Papierformmasse. — Vorschrift für Can de Botot. — Kleinere Mitteilungen (Journalauslese). — Neuere Patente und Patentanmeldungen. — Vom Büchermarkte. — Fragekasten. — Beantwortungen. — Briefkasten. Die vorstehende kurze Inhaltsangabe des ersten Heftes vom 42. Jahrgang 1915 möge zeigen, was in praktischer Richtung die „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“ bieten. Die fruchtbringende Tätigkeit der Zeitschrift ist anerkannt. Nützlich für jedermann ist die Zeitung durch ihren vielseitigen Inhalt, den kaum ein anderes Journal aufzuweisen hat.



Deutsche, unterstützt eure Schutzvereine

durch die Verbreitung der von ihnen herausgegebenen Wirtschaftsgegenstände (Zündhölzer, Seife u. dgl.) das euch nichts kostet und den Vereinen Nutzen bringt! Gebraucht fleißig die Wehrschutzmarken! Gedenket bei Wetten und Spielen der deutschen Schutzvereine!



Wie unsere Soldaten in der russischen Gefangenschaft behandelt werden. Die Gutsherzogin Baronin Schugert in Feisterly erhielt ein Schreiben eines in russische Gefangenschaft geratenen Offiziers, worin es heißt: „Uns allen geht es hier brillant. Wir haben sehr viel zu essen, leiden nie Hunger und unser Aussehen wird von Tag zu Tag besser. Ich werde bald nicht mehr in meine Kleidung hineinkommen, so dick bin ich geworden. Wir hätten es nicht besser erwartet. Ich erhole mich immer mehr von den Strapazen des Krieges und der Reise hierher. Emil v. Vietnege.“ Sie las wieder und wieder den Namen, zuletzt las sie ihn verkehrt, und nun erkannte sie, es hieß: „Gegenteil“. So sind unsere in russische Gefangenschaft geratenen Soldaten genötigt, unwahre Berichte an ihre Angehörigen zu schreiben, sonst werden die Briefe nicht befördert.

Zwischen den Heeren. In diesem Kriege der ungeheuren Massen und Entfernungen, in dem Millionenheere einander gegenüberstehen und der Augenblick oft Verschiebungen von Hunderttausenden über gewaltige Strecken verlangt, ist kein Raum für Schlachtenbummler. Wer hier von dem Riten und dem Grauen, von den Schrecknissen und Erhebungen des Krieges etwas sehen will, muß schon bereit sein, sich in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, wie die Begleiter der Liebesgabentransporte vom Roten Kreuz, die mit ihren Automobilen oft bis hinter die vordersten Linien der kämpfenden Truppen bringen. Welche Fälle von Erlebnissen ihnen manchmal dabei beschieden ist, zeigt ein im Januarheft von „Westermanns Monatsheften“ erschienener Aufsatz von E. Köhler, der zudem noch mit zahlreichen, oft unter schwierigen Verhältnissen hergestellten Aufnahmen illustriert ist. Jeder Tag, heißt es dort, bringt uns in ein anderes Generalkommando, und so, zwischen den Heeren hin und her geworfen, entrollt sich uns das ganze, ungeheure Getriebe dieser Riesenschlacht. Die heiteren Bilder fehlen ihm nicht ganz, Bilder wenigstens, die auf dem Wege des Todes die Menschlichkeit zeigen. In einer Nebenstraße des Städtchens,

das den obersten Kriegsherrn der Deutschen beherbergt, sehen wir dichte Mengen französischer Einwohner, die am Tore eines Hauses auf Brot warten, das die Wildtätigkeit der „Barbaren“ ihnen zukommen läßt. Und wenn ich in Sedan ein Hotel weiß, das der Besitzer verlassen hat, und in dessen Keller die einquartierte Mannschaft hunderte von Flaschen köstlichen Burgunders entdeckte, die der schlechtberatene Besitzer wohl nur geleert wiederfinden wird, so habe ich auch in zahlreichen kleinen Hotels deutsche Soldaten am Werk gesehen, den Inhabern beim Ausschank zu helfen und sorgsam für sie zu kassieren. Die Ehrlichkeit der Deutschen wird von den Franzosen auch allenthalben gerühmt. Als ich in Donchery nach dem Schlüssel der abgeschlossenen Kirche suchte, erzählte mir eine alte Frau, er sei in sicherem Gewahrsam, weil man die Kirche wegen der Diebe habe absperren müssen. Ich verteidige die deutschen Soldaten gegen die Behauptung, daß sie sich an feindlichem Eigentum vergreifen. Die Französin sieht mich erstaunt an. „Les Allemands ne sont pas des voleurs!“ Die Deutschen sind keine Diebe, aber die eigenen Leute, die marodierend in den Wäldern leben. Das hindert nicht, daß man mit Strenge durchgreift, wo es nottut. Mit allen Mitteln kämpft Frankreich gegen den Erbfeind, und die Listen, die erfunden werden, würden oft unsere Bewunderung verdienen, wenn wir nicht ihre schädliche Wirkung spüren müßten. Der Fernsprecher, der sich jeder Dertlichkeit anpassen läßt, spielt natürlich in diesem Kriege eine sehr große Rolle, nicht zuletzt im Spionagedienst des Feindes. Manche dieser Telephongeschichten künnte an den erfindungsreichen Sherlock Holmes oder seinen Kollegen Nic Chärter erinnern. Ein Generalkommando bemühte sich zum Beispiel tagelang vergeblich, dem Verräter auf die Spur zu kommen, der den Gegnern jede Bewegung unserer Truppen verriet. Als einer der Orte, die mehrfach von den Deutschen erobert, verloren und wieder zurückgewonnen waren, schließlich in deutschem Besitz gesichert schien, ging man an die Einrichtung von Feldlazaretten in den besterhaltenen Häusern.

Dabei entdeckte man schließlich das Telephon in einem — Kleiderschrank des Pfarrhauses. Noch gefährlicher hat sich der Fernsprecher allerdings in einem anderen Neste der Argonnen erwiesen. Als unsere Truppen den Ort schon seit einigen Tagen besetzt hatten, wurden noch immer unsere Maßnahmen dem Gegner übermittelt, und sein Artilleriefeuer bewies, daß die Mitteilungen erstaunlich zuverlässig waren. Ein Zufall führte schließlich zur Entdeckung. Unter einem Keller, drei Meter tief im Schoß der Erde, war eine Höhle, in der ein französischer Offizier seit Tagen hockte. Man durfte den Todesmutigen bewundern, aber sein Schicksal mußte sich erfüllen.

Opfer einer Kartenlegerin. Aus Berlin wird geschrieben: Schweres Unheil ist wieder einmal durch den Unfug des Kartenlegens verursacht worden. Die Polizei in Adlershof beschäftigt seit einigen Tagen ein besonders krasser Fall dieser Art. Es gibt dort eine Kartenlegerin H., die schon so manchem die Geheimnisse der Zukunft „enthüllt“ hat. Besonders das weibliche Geschlecht suchte die stadtbekannt Persönlichkeit auf. Unter den „Kunden“ der Zukunftsdeuterin befand sich auch eine junge Ehefrau, die 24jährige Martha G. Sie war in einen Prozeß verwickelt und glaubte, daß sie nur bei Frau H. sicher erfahren könne, wie der Prozeß ausfallen werde. Und die Kartenlegerin ersah sofort aus ihren Geheimzeichen, daß die G. verlieren werde. Seitdem ging die Angelegenheit der jungen Frau nicht mehr aus dem Kopfe heraus. Mit dem Verlieren des Prozesses glaubte sie ihr Lebensglück verloren und so faßte die Unglückliche den Entschluß, Selbstmord zu verüben; sie ertränkte sich in einem sumpfigen Gewässer bei Köpenick. Als der Mann von dem Tode seiner jungen Frau erfuhr, wurde er geisteskrank und mußte einer Irrenanstalt zugeführt werden. Die Kinder wurden dem Waisenhause übergeben. Die Urheberin all dieses Unheiles wurde von der Polizei verhaftet. Man will nun ermitteln, ob durch das Treiben der Kartenlegerin noch mehr Unglück angestiftet worden ist.

Aerzte
bezeichnen als vortreffliches Hustenmittel

Kaiser's Brust-Caramellen
mit den „3 Tannen“

Millionen gebrauchen sie gegen

Husten

Heiserkeit, Verkeimung, Reizhusten, Keuch-, schmerzenden Hals, sowie als Vorbeugung gegen Erkältungen.

6100 mal best. Zeugnisse von Ärzten und Privats. verbürgen den sicheren Erfolg. Appetitregende, feine, schmeckende Bonbons. Paket 20 und 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben bei: Otto Schwarzl & Co., Apotheke zur Maximilian; W. Konicher, Apotheke; Johann Heiler, Drogerie; S. Pross, Apotheke zur Maximilian; G. Schindler, Apotheke; R. Blunger, Salzdorfer-Apotheke, Wind- und Sandberg; Brunsel; Herz, Apotheke, Ronsch-Schneidmann sowie in allen Apotheken.

Kaufmännisch gebildeter

MANN

militärfrei, der deutschen, slowenischen und italienischen Sprache mächtig, sucht Stelle. Näheres bei Anton Patz, Sparkassesekretär, Cilli.

2 Lehrlinge

mit guter Schulbildung, aus besserem Hause, werden im Eisen- und Spezereigeschäft V. Leposcha, Pettau, aufgenommen.

Kontor-Praktikant

mit guter Schulbildung, aus besserem Hause, wird aufgenommen bei Firma V. Leposcha, Pettau.

Kostenlose Verwertung von Erfindungen!

Unbedingter Erfolg. — Prospekt verlangen.

Oesterreichische Monopol-Industrie

Josef Seichert in Gleisdorf

Steiermark.

WOHNUNG

bestehend aus Zimmer, Kabinett, Küche, ab 1. Februar billig zu vermieten. Näheres Grüne Wiese, Cilli.

Visitkarten

liefert rasch und billigst

Vereinsbuchdruckerei Celeja.

15 oder 16jähriges, gesundes

Mädchen

für sofort zur Ueberwachung eines Kindes und kleinerer häuslicher Arbeiten über Tag gesucht. Schriftliche Anbote an die Verwaltung dieses Blattes.

20957

Möbliertes

ZIMMER

an einen Herrn zu vermieten. Anzufragen Karolinengasse 11.

Maschinschreibunterricht.

Lehrbefähigter Maschinschreiber erteilt Unterricht im Maschinschreiben und Stenographie zu sehr mässigen Preisen. Anfragen sind zu richten an Stadtamtssekretär Hans Blechinger in Cilli.

Möbliertes

ZIMMER

rein, ruhig, separiert, ist sofort zu vergeben. Anfrage Schulgasse 11, I. Stock, liqs.



Vertreten durch: **Rudolf Blum & Sohn** Dachdeckungs- u. Spengler-Geschäft **Marburg** Ecke Carnerie- u. Hilariusstrasse.

Aufträge nimmt entgegen: Peter Majdič „Merkur“ in Cilli.

KAYSER Nähmaschine

Vollkommenste

der Gegenwart!



Kayser Bogenschiff
(Schwingschiff vor- u. rückwärts nähend)

Kayser Ringschiff

Kayser Central Bobbin

sind auch für die **Kunststickerei** sehr geeignet.

Singer Nähmaschinen schon von 60 K aufwärts.

Grosses Lager bei

Anton Neger Mechaniker, **Cilli**
Herrengasse Nr. 2

Grosse Reparatur-Werkstätte für alle Systeme, fachmännisch gut und billig.
Sämtliche Bestandteile, Nadeln, Oel, Schiffchen etc., sowie auch sämtliche
Fahrradbestandteile. — **Ratenzahlungen.**

MARTIN URSCHKO



Bau- und Möbeltischlerei



Gegründet 1870

mit Maschinenbetrieb

Prämiert 1888

Cilli, Rathausgasse Nr. 17

empfehlte sich zur Uebernahme von den kleinsten bis zu den grössten
Bauten sowie aller Arten Gewölbe-Einrichtungen. Lieferung von fertigen
Geschäfts-Portalen mit Eisenrolladen-Verschluss
samt Tischler-, Schlosser-, Glaser- und Anstreicherarbeiten, komplett fix
und fertig gestellt. — Vertretung sämtlicher

— **Fenster-Holz-Rouleaux und gewebten** —

alle Arten Muster lagernd, Ausführung auf Wunsch und Zeichnung zu den
äussersten Fabrikspreisen.

Eichen-Parkettböden samt Legen und Einlassen.

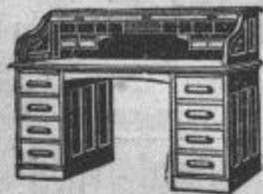
Gleichzeitig mache ich den hohen Adel und die geehrte Bürgerschaft von
Cilli und Umgebung aufmerksam auf meine

Grösste Möbel-Handlung

in Untersteiermark. — Reiche Auswahl von

Möbeln in allen Stilarten. Brautausstattungen, Schlafzimmer-, Speise-
zimmer-, Herrenzimmer-, Salon-, Mädchenzimmer-Garnituren etc.,
Veranda-Möbeln aus japanischem Stroh- und Rohrgeflecht. Komplette
Kücheneinrichtungen mit Email-Ans'rich, weiss und grün am Lager.
Dekorations-Divans, Ottomanen, Matratzen, Draht- und Federeinsätze,
Alle Tapeziererarbeiten. Weiters mache ich auf meine neu eingerichtete

amerikanische Büromöbel-Niederlage



aufmerksam. — Möbel mit Patent-Rollverschluss.
Büro-Fauteuils, Aktenkasten, Schreibtische,
Bücher-Stellagen, Schreibmaschin-Tische für
Advokaten, Notare, Sparkassen, Banken und Ge-
schäftskanzleien sehr praktisch und auch für Private
und jedes Geschäft sehr geeignet.

Ich empfehle mich für geneigte Aufträge und versichere,
dass die Preise aller amerikanischen Möbel sehr niedriger gestellt sind und jede Kunde
bei mir um 10% billiger kauft als bei jeder auswärtigen Firma. Achtungsvoll
Martin Urschko.

Kundmachung.

Es wird hiemit kundgemacht, dass die **Nachmusterung**
der in den Jahren 1878 bis einschliesslich 1890
geborenen, bisher nicht herangezogenen Land-
sturmpflichtigen, welche zur Stadtgemeinde Cilli heimats-
zuständig und jene, welche in Cilli wohnhaft sind, jedoch eine
andere Heimatszuständigkeit besitzen und bei der am 2. De-
zember 1914 stattgefundenen Musterung nicht erschienen waren,
am **20. Jänner 1915, 8 Uhr früh, im Turnsaale**
der **Landwehrkaserne, Cilli, Grazerstrasse,**
stattfindet.

Stadtamt Cilli, am 11. Jänner 1915.

Der Bürgermeister: Dr. Heinrich v. Jabornegg.

Grosse rheinische Northrop-Weberei sucht

mehrere tüchtig und praktisch geschulte, militärfreie

Northrop-Meister sowie

Northropweber oder Weberinnen

bei hohem Verdienst und dauernde Beschäftigung. Umzugsspesen
werden nach erfolgtem Eintritt übernommen und nach einjähriger
Tätigkeit zurück vergütet. Offerten unter Angabe des letzten Be-
schäftigungsortes erbeten unter „K. B. 6805“ an Rudolf Mosse, Cöln

Der Spar- und Vorschuss-Verein

r. G. m. u. H.

in Cilli

übernimmt Neu- sowie Nacheinlagen,
welche jederzeit wieder zur Gänze be-
hoben werden können, zu

4 3/4 0/0

bei täglicher Verzinsung.

Bei den bereits bestehenden Einlagen
bleibt der Zinsfuss wie bisher ebenfalls
mit 4 3/4 % aufrecht.

Die Rentensteuer trägt die Anstalt.
Auswärtigen Einlegern stehen Posterslag-
scheine kostenlos zur Verfügung.

Drucksorten Vereinsbuchdruckerei „Celeja“ Cilli

Liefert zu mässigen Preisen

Herbapny's Unterphosphorigsaures

Kalk-Eisen-Sirup

Seit 45 Jahren ärztlich erprobt und empfohlener Brustsirup.
Wirkt schleimlösend, hustenstillend, appetitanregend. Befördert Verdauung
und Ernährung und ist vorzüglich geeignet für Blut- und Knochenbildung
insbesondere bei schwächlichen Kindern.

Preis einer Flasche 2 K 50 h, per Post 40 h mehr für Packung.

Auf der III. Internat. Pharmazent. Ausstellung mit der grossen goldenen Medaille prämiert.

Alleinige Erzeugung und Hauptversand: **Dr. Hellmann's** (Herbapny's Nachfolger) Apotheke „Zur Barmherzigkeit“, Wien, VII/1, Kaiserstrasse 73—75.
Postversand täglich. — Depots bei den Herren Apothekern in Cilli, Deutsch-Landsberg, Feldbach, Gonobitz, Graz, Rindberg, Paibach, Siegen, Warburg, Mureck, Pettau,
Radkersburg, Raasdorf, Windisch-Feistritz, Windischgraz, Wolfsberg.

Nur echt mit untenstehender Schutzmarke.



Herbapny's

Aromatische Essenz.

Seit 47 Jahren eingeführt und erprobte schmerzstillende
und muskelstärkende Einreibung. Lindert und beseitigt schmerzhaft
Zustände in den Gelenken und Muskeln sowie auch nervöse Schmerzen.
Ferner vorzüglich bewährt als belebendes und stärkendes Mittel
bei grossen Anstrengungen.

Preis einer Flasche 2 K, per Post 40 h mehr für Packung.